

# Nachrichten

## DER GIESSENER HOCHSCHUL- GESELLSCHAFT

---

### Vierzehnter Band

#### I N H A L T

Bericht über die Hauptversammlung am 17. Juni 1939 \* Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft \* Die Errichtung eines Instituts für Rechtsgeschichte an der Universität Gießen Von Karl Frölich \* Die Physik an der Universität Gießen im 17. und 18. Jahrhundert · Von Wilhelm Lorey \* Wehrwissenschaft an der Universität Gießen · Von Georg Lehnert Martin Schöffler, ein hessischer Jurist · Von Georg Buß Märchenforschung · Von Alfred Götz \* Eine mexikanische Nationalhymne · Von August Freiherrn v. Gall \* Noch ein Wort zu der Grey-Biographie G. M. Trevelyans · Von Gustav Roloff \* Sinnenbezug · Von Hans L. Stoltenberg \* Die Gießener Landsmannschaft Westfalia · Von Herta Frielinghaus und Georg Lehnert

1 9 4 0

---

Druck und Verlag: Brühlsche Universitätsdruckerei in Gießen



Martin Schaffer

**Nachrichten**

der

**Gießener Hochschulgesellschaft**

**Vierzehnter Band**

**1940**

**Druck und Verlag: Brühl'sche Universitätsdruckerei  
in Gießen**

# Inhalt

Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft, Samstag, den 17. Juni 1939 . . . . .	3
R. Frölich: Die Errichtung eines Instituts für Rechtsgeschichte an der Universität Gießen . . . . .	10
W. Lorey: Die Physik an der Universität Gießen im 17. und 18. Jahrhundert . . . . .	14
G. Lehnert: Wehrwissenschaft an der Universität Gießen . . . . .	40
G. Buß: Martin Schäffer, ein hessischer Jurist . . . . .	54
U. Göze: Märchenforschung . . . . .	63
U. Freiherr von Gall: Eine mexikanische Nationalhymne . . . . .	77
G. Roloff: Noch ein Wort zu der Grey-Biographie G. M. Trevelhans . . . . .	89
H. L. Stoltenberg: Sinnenbezug . . . . .	101
H. Frielinghaus und G. Lehnert: Die Gießener Landsmannschaft Westfalia . . . . .	110

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden vom Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Universitäts-Professor Dr. Alfred Göze in Gießen, Goethestraße 44

# Bericht

über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft  
Samstag, den 17. Juni 1939.

Die Jahrestagung begann mit einer Sitzung des

## Verwaltungsrats,

die von dem Vorsitzenden, Herrn Fabrikant Arthur Pfeiffer, um 4 Uhr nachmittags in der kleinen Aula der Universität eröffnet und geleitet wurde.

Der Verwaltungsrat nahm den Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Bankdirektor Griesbauer, entgegen, zu dem Einwendungen nicht erhoben wurden, und faßte Beschluß über die der Hauptversammlung zu unterbreitenden Anträge.

Im Anschluß an die Sitzung des Verwaltungsrats fand um 5 Uhr die

## Hauptversammlung

statt. Der Vorsitzende des Vorstands, Herr Dr. h. c. Paul Meesmann, eröffnete die Versammlung und begrüßte die Erschienenen, besonders Seine Magnifizenz den Rektor, Herrn Professor Dr. Seiser, und den Oberbürgermeister der Stadt Gießen, Herrn Ritter.

Zur Tagesordnung übergehend erstattete der Vorsitzende den Jahresbericht für 1938 wie folgt.

In der Zusammensetzung unserer Organe sind im abgelaufenen Jahr wiederum einige Änderungen eingetreten. Im Verwaltungsrat wurden von der Universität die durch Tod oder Abberufung freigewordenen Sitze ihrer Vertreter Neubesetzt, und zwar durch die Professoren Baader, Frölich, Gerthsen, Hildebrandt, Rudolph und Schauder. Von diesen sind inzwischen die Herren Baader und Gerthsen wieder ausgeschieden, ersterer infolge der bedauerlichen Aufhebung des hiesigen Forstinstituts und seiner Berufung nach Göttingen, letzterer durch seine Berufung an die Universität Berlin. Beiden Herren danke ich für das unserer Gesellschaft während ihres Hierseins entgegengebrachte tätige Interesse. Ferner ist durch Tod aus dem Verwaltungsrat ausgeschieden Herr

Landgerichtspräsident i. R. Dr. Jungk, Mainz, der dem Gremium lange Jahre angehört hat. Ich bitte Sie, sich zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen zu erheben (geschieht).

Besonders zu gedenken habe ich des aus Gesundheitsrückichten erfolgten Ausscheidens des Herrn Geheimen Kirchenrats Professor D. Dr. Krüger. Herr Geheimrat Krüger hat sich namentlich in den ersten Jahren des Bestehens unserer Gesellschaft um ihre Entwicklung große Verdienste erworben und wurde deshalb bei seinem Ausscheiden durch einstimmigen Beschluß des Verwaltungsrats zum Ehrenmitglied ernannt. An seiner Stelle wählte der Verwaltungsrat Herrn Professor Rudolph zum stellvertretenden Vorsitzenden.

In den Vorstand sind neu eingetreten die Herren Fabrikant Karl Bänninger, Gießen, Landrat Dr. Loß, Gießen, und Hüttendirektor Rieberg, Weßlar.

Unsere Mitgliederzahl hat eine kleine Zunahme erfahren.

Sie betrug am 1. Januar 1938. . . . .	405
Es schieden aus (20 durch Austritt, 4 durch Tod) . . . . .	24
Zu den verbliebenen . . . . .	381
Mitgliedern traten neu hinzu . . . . .	45
so daß wir am 31. Dezember 1938 einen Bestand von . . . . .	426

Mitgliedern hatten. Diese Erhöhung der Mitgliederzahl konnte nur durch eine starke Werbetätigkeit, namentlich in den Kreisen der Altherrenverbände erzielt werden, aber der Erfolg steht nicht im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe und den Kosten. Bei der Werbung der öffentlichen Körperschaften wurden wir von Herrn Landrat Dr. Loß wirksam unterstützt.

Der im vorigen Jahr erwähnte Ausfall der Beiträge der Provinzen Oberhessen und Rheinhessen mit zusammen 325,— RM. konnte noch nicht wieder eingeholt werden, da die Regierung unserem Wunsch, diese Beiträge auf die Staatskasse zu übernehmen, bis jetzt nicht nachgekommen ist.

Die Einnahmen der Gesellschaft betragen im Jahr 1938:

an Mitgliederbeiträgen . . . . .	5313,—	RM.
an Sonderspenden von zwei Gießener Firmen . . . . .	500,—	"
an Eintrittsgeld . . . . .	46,50	"
an Zinsen . . . . .	814,24	"
	<u>zusammen 6673,74 RM.</u>	

gegen 6114,63 RM. im Vorjahr.

Die Ausgaben setzen sich wie folgt zusammen:

Zuwendungen an Institute

- 1100,— RM. an Prof. Frölich zur Herausgabe von Arbeiten für rechtliche Volkskunde;  
800,— RM. an das Zoologische Institut (Prof. W. J. Schmidt) für polarisationsoptische Versuche an tierischen Geweben;  
750,— RM. an die Universitätsbibliothek zur Beschaffung ausländischer Zeitschriften;  
500,— RM. an die Geburtshilfliche Veterinärklinik (Prof. Rüst) zur Durchführung künstlicher Befruchtung von Rindern;  
300,— RM. an das Institut für Urgeschichte (Prof. S. Richter) zur Fortsetzung von Ausgrabungen bei Bergheim;  
300,— RM. an das Zoologische Institut (Prof. Unkel) zur Fortsetzung biologischer Arbeiten an Seetieren;  
200,— RM. an das Archäologische Institut (Prof. Zschießschmann) zur Herstellung von Lichtbildern;  
225,— RM. an das Seminar für orientalische Sprachen (Liz. Euler) für Anschaffung von Zeitschriften zur Orientforschung;  
200,— RM. an Dr. Eckle zur Drucklegung eines Buchs über psychologische Zwillingforschung;  
150,— RM. an das Musikwissenschaftliche Institut (Prof. Temesvary) zur Beschaffung von Literatur;  
89,60 RM. an das Theologische Seminar zur Beschaffung einer Dichtung von B. Waldis;  
73,05 RM. an Prof. Frhr. von Gall zur Beschaffung altmerikanischer Literatur;  
46,60 RM. an Prof. Röttgen als Restbetrag zur Beschaffung von Apparaten für Bodenforschung.

---

4734,25 RM. gegen 4097,11 RM. im Jahr 1937.

In der Zeit von 1924 bis zum Jahr 1938 (einschließlich) wurden rund 192000 RM. für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt.

Zu den Zuwendungen von . . . . . 4734,25 RM. kamen noch folgende Ausgaben:

für die Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft. 1754,60 RM.  
an Aufwendungen für Vorträge und die Jahrestagung 612,40 RM.

zu übertragen 7101,25 RM.

Es hielten Vorträge: Prof. Körber aus Düsseldorf über „Aufgaben der Eisenforschung in Gegenwart und Zukunft“ am 18. Februar 1938; Prof. Reinhold, Gießen, über „Die Forst- und Holzwirtschaft im Großdeutschen Reich“ am 17. Juni 1938 (Festsitzung) und Staatsminister Prof. Schmitthenner, Rektor der Universität Heidelberg, über „Wehrhaftigkeit, Raum und deutsches Schicksal“ am 19. Dezember 1938.

Die Verwaltungskosten betragen . . . . .	849,41 RM.
Demnach die Gesamtausgaben . . . . .	<u>7950,66 RM.</u>

Das Vermögen der Gesellschaft hat sich von 47735,— RM. Ende 1937 auf 45400,— RM. Ende 1938 vermindert.

Seine Magnifizenz Herr Prof. Seiser dankt der Hochschulgesellschaft und besonders ihrem Vorsitzenden namens der Universität für die bisher geleistete Arbeit auf das herzlichste und gibt nähere Darlegungen über die Gründe für die Aufhebung des hiesigen Forstinstituts und über die Pläne, die wegen Ausgestaltung der Universität schweben.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung „Entlastung des Vorstands und des Verwaltungsrats“ legt der Vorsitzende die Abrechnung für 1938 vor, die von dem Schatzmeister, Herrn Direktor Griebbauer, aufgestellt und von Herrn Baurat Meyer geprüft und richtig befunden ist. Die Versammlung erteilt hierauf beiden Organen der Gesellschaft Entlastung.

Zu Punkt 3 „Wahlen“ teilt der Vorsitzende die Vorschläge des Verwaltungsrats mit. Es scheiden nach der Amtsdauer aus dem Vorstand die Herren Direktor Griebbauer, Gießen, Dr. h. c. Ernst Leis, Wehlar, und Landgerichtspräsident i. R. Neuenhagen, Gießen, aus. Letzterer hat aus Gesundheitsrücksichten gebeten, von seiner Wiederwahl Abstand zu nehmen. An seiner Stelle wird die Wahl des Herrn Oberbürgermeisters Ritter, Gießen, sowie die Wiederwahl der beiden anderen Herren vorgeschlagen. Die Versammlung stimmt den Vorschlägen einstimmig zu. Der Vorsitzende wird ermächtigt, Herrn Präsident Neuenhagen den herzlichen Dank der Versammlung für seine langjährige und tatkräftige Mitarbeit auszusprechen.

Aus dem Verwaltungsrat scheiden der Amtsdauer nach aus die Herren Fabrikant Arthur Pfeiffer, Wehlar, Generaldirektor Bierwes,

Düsseldorf, Dipl.-Ing. Dr. Otto Gastell, Mainz, Dr. Alchim v. Mosch, Böcklingen, und Dekan Vogel, Bruchenthal. Diese Herren werden einstimmig wiedergewählt.

Schluß der Sitzung 5.30 Uhr nachmittags.

An die Hauptversammlung schloß sich unmittelbar die

### Festsetzung

im großen Hörsaal der Universität.

Nachdem der Vorsitzende, Herr Dr. h. c. Meesmann, die Versammlung eröffnet und die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste, unter diesen besonders den Festredner des Abends, herzlich begrüßt hatte, brachte zunächst das Collegium musicum unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Temesváry das Allegro aus der Sinfonia 3 von Vivaldi zum Vortrag.

Sodann hielt Herr Prof. Koch, Leiter des William-G.-Kerckhoff-Instituts in Bad-Nauheim, den Festvortrag über „Neuere Ergebnisse der Kreislaufforschung“.

Der Vortragende gab nach einem kurzen Rückblick auf die wissenschaftliche Forschung zunächst eine Begriffsbestimmung des Blutkreislaufs, unter dem wir die durch die Triebkraft des Herzens unterhaltene Strömung des Blutes verstehen, die dazu dient, den Organen, Geweben und Zellen des Körpers regelmäßig die nötigen Nährstoffe und den zur Verbrennung der Nährstoffe notwendigen Sauerstoff zuzuführen und dafür Kohlenäure und Stoffwechselflacken wegzuschaffen. Als Zentrum und als Triebkraft dient allein das Herz. Von hier geht die Hauptschlagader ab, die sich weiterhin in die einzelnen Arterien und letzten Endes in kleinste haardünne Gefäße, die Kapillaren, verzweigt. Zwischen diesen kleinsten Kapillaren und den zurückleitenden Venen findet in den Organen der Stoffwechselfaustausch statt. Durch die Dehnbarkeit der Arterien wird die stoßweise aus dem Herzen geschleuderte Blutmenge bis zu ihrem Erscheinen in den Kapillaren in eine kontinuierliche Strömung verwandelt.

Das Herz arbeitet mit größtem Nuzeeffekt. Es hat die Fähigkeit, sich den verschiedensten Anforderungen weitgehendst anzupassen. Durch das Elektrokardiogramm sind wir in der Lage, auch die kleinsten Schwankungen und Veränderungen in der Herztätigkeit sicher festzustellen. Die „Betriebsordnung“ des Kreislaufs ist genau geregelt.

Zum Schluß betonte Prof. Koch, daß in bezug auf die Kreislaufforschung die deutsche Forschertätigkeit weitaus an der Spitze stehe.

Auf den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag folgte durch das Collegium musicum der Vortrag des Andante cantabile („Serenade“) von Haydn.

Nachdem der Vorsitzende den Herren Koch und Temesvary sowie dem Collegium musicum herzlich gedankt hatte, schloß er die Versammlung um 7 Uhr.

Abends vereinigte sich eine große Zahl von Mitgliedern und Gästen mit ihren Damen in den Räumen des Gesellschaftsvereins zu einem anregend verlaufenen Abendessen.

## Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft

### Vorstand:

Meesmann, Dr. h. c., Gießen, Leihgesterner Weg 20, 1. Vorsitzender (1937—1940)<sup>1)</sup>.

Bürker, Prof. Dr., Gießen, Friedrichstraße 17, stellvertretender Vorsitzender.

Griepbauer, Bankdirektor, Gießen, Lonystraße 19, Schatzmeister (1936 bis 1939).

Bänninger, Karl, Fabrikant, Gießen, Friedrichstraße 33 (1938—1941).

Bethcke, General a. D., Dr., Gießen, Bismarckstraße 46 (1938—1941).

Eger, Prof. Dr., Gießen, Wilhelmstraße 22 (1938—1941).

Göze, Prof. Dr., Gießen, Goethestraße 44.

Rüst, Prof. Dr., Gießen, Leihgesterner Weg 20.

Lange, R., Buchdruckereibesitzer, Gießen, Nahrungsberg 8 (1938 bis 1941).

Leiß, Dr. h. c., Fabrikant, Wezlar (1939—1942).

Loß, Landrat Dr., Gießen, Friedrichstraße 28 (1938—1941).

Nießeberg, Hüttendirektor, Wezlar (1939—1942).

Rinn, L., Fabrikant, Gießen, Wilhelmstraße 16 (1938—1941).

Ritter, Oberbürgermeister, Gießen (1939—1942).

Sessous, Prof. Dr., Gießen, Plockstraße 13 (1937—1940).

Weiß, Prof. Dr., Gießen, Rodthohl 3.

<sup>1)</sup> Die in Klammern beigefügten Jahreszahlen geben die Amtsdauer an; soweit solche fehlen, handelt es sich um Mitglieder, die von der Universität entsendet sind.

## Verwaltungsrat:

- Pfeiffer, A., Fabrikant, Wehlar, 1. Vorsitzender (1939—1942).  
Rudolph, W., Prof. Dr., stellvertr. Vorsitzender, Gießen, Muhlweg 54.  
Bierwes, Generaldirektor, Düsseldorf (1939—1942).  
Brüning, A., Prof. Dr., Gießen, Röntgenstraße 6.  
Enyrim, S., Buchdruckereibesitzer, Worms (1938—1941).  
Diehl, D. Dr., Prälat, Darmstadt (1938—1941).  
Frölich, R., Prof. Dr., Gießen, Hitlerwall 21.  
Gail, Gg., Dr., Generaldirektor, Gießen, Bahnhofstr. 71 (1938—1941).  
Gastell, D., Dipl.-Ing., Dr., Mainz (1939—1942).  
Gebhardt, Provinzialdirektor i. R., Darmstadt (1938—1941).  
Gerthsen, Chr., Prof. Dr., Gießen, Hofmannstraße 8.  
Herberg, Kreisdirektor i. R., Mainz (1938—1941).  
Heyl zu Herrnsheim, D. Dr., Freiherr Cornelius, Worms (1938—1941).  
Hildebrandt, Fr., Prof. Dr., Gießen, Gaffkystraße 7.  
Rippenberger, D., Bergassessor, Gießen, Bergstraße 5 (1937—1940).  
Klingspor, Karl, Dr. ing. e. h., Fabrikbesitzer, Offenbach a. M. (1938 bis 1941).  
Klipstein, F., Reichsbankdirektor i. R., Gießen, Alicenstraße 43 (1938 bis 1941).  
Merck, R., Dr., Darmstadt (1938—1941).  
Meyer, S., Baurat, Gießen, Alicenstraße 27 (1938—1941).  
von Mosch, Dr., Achim G., Böcklingen (1939—1942).  
Müller, Oberbürgermeister a. D., Darmstadt (1938—1941).  
Poppe, W., Fabrikant, Gießen, Friedrichstraße 31 (1938—1941).  
Rahn, Oberbürgermeister a. D., Darmstadt (1938—1941).  
Rauch, Chr., Prof. Dr., Gießen, Am Nahrungsberg 2.  
Reh, Justizrat, Darmstadt (1938—1941).  
Ringshausen, Ministerialrat, Darmstadt (1938—1941).  
Schauder, W., Prof. Dr., Gießen, Replerstraße 5.  
Schirmer, Sch., Kommerzienrat, Gießen, Marburger Straße 4 (1938 bis 1941).  
Schuchardt, Gg., Fabrikant, Gießen, Wolkengasse 10 (1937—1940).  
Solms-Rödelheim, Graf Max, Affenheim (1938—1941).  
Vogel, W., Dekan, Bruchengraben (1939—1942).  
Weber, Dr. A., Präsident, Darmstadt (1938—1941).  
Weyrauch, Bürgermeister a. D., Frankfurt a. M. (1938—1941).  
Willbrand, Dr. jur., Darmstadt (1938—1941).

# Die Errichtung eines Instituts für Rechtsgeschichte an der Universität Gießen

Von Karl Frölich.

Schon seit längerer Zeit beschäftigte sich die Juristische Fakultät der Ludwigsuniversität im Rahmen ihrer rechtsgeschichtlichen und rechtlich-volkskundlichen Forschungstätigkeit mit der Feststellung und Verzeichnung der noch vorhandenen mittelalterlichen Rechtsdenkmäler auf deutschem Boden. Im Verfolg dieser Bestrebungen ist im Laufe der letzten Jahre eine Aufnahme der in Hessen und seiner Umgebung überlieferten Rechtsaltertümer durchgeführt<sup>1)</sup> und es sind die Untersuchungen dann auch auf die übrigen Teile Deutschlands ausgedehnt. Ihr Ertrag liegt vor in einer umfangreichen Sammlung von Lichtbildern und Diapositiven, die in Verbindung mit einer eigenen Handbibliothek und dem sonst gewonnenen Anschauungsmaterial die Inangriffnahme neuer Aufgaben ermöglicht. Zugleich ist mit Hilfe der Gießener Hochschulgesellschaft und der Osann-Beulwitz-Stiftung eine eigene Veröffentlichungsreihe in Gestalt der von mir herausgegebenen Gießener „Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde“ ins Leben gerufen, von der bisher 3 Hefte erschienen sind<sup>2)</sup>. Sie behandeln, durch Einzelschriften vorbereitet<sup>3)</sup>, die Stätten mittelalterlicher Rechtspflege auf südwest-

<sup>1)</sup> Vgl. Frölich, Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach und Forschungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung der hessischen Verhältnisse: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 10 (1935) S. 31—39, namentlich S. 36 unter 3).

<sup>2)</sup> Tübingen, Verlag der Osiander'schen Buchhandlung (1938, 1939). Siehe hierzu auch Frölich, Erhaltene Rechtsdenkmäler auf deutschem Boden, ihre Erfassung und Auswertung: Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik 15 (1939) S. 245/6.

<sup>3)</sup> In Betracht kommen Frölich, Stätten mittelalterlicher Rechtspflege in Hessen und den Nachbargebieten: Nachr. der Gießener Hochschulges. 11 (1936)

deutschem Boden, besonders in Hessen und den Nachbargebieten, alte Dorfplätze und andere Stätten bäuerlicher Rechtspflege, sowie mittelalterliche Bauwerke als Rechtsdenkmäler. Die nächsten Hefte der Sammlung werden Abhandlungen des Herausgebers über die Stätten mittelalterlicher Rechtspflege im niederdeutschen Bereich, in Ost- und Mitteldeutschland (Schlesien, Sachsen und Thüringen), sowie auf süddeutschem Boden, ferner einen Beitrag über die Spuren untergegangener Ortschaften, der sog. Wüstungen, bringen. Für sie sind die Vorarbeiten bereits erledigt. Über Ausschnitte aus den Ergebnissen berichten die Untersuchungen des Verfassers über „Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens auf niederdeutschem Boden“<sup>1)</sup>, über „Zeugnisse mittelalterlicher Strafrechtspflege in Sachsen, Schlesien und den anstoßenden Gebieten“<sup>2)</sup>, über „Zeugen mittelalterlicher Strafrechtspflege in Baden und den Nachbarländern“<sup>3)</sup>, endlich über „Rechtsgeschichtliche Probleme der Wüstungsforschung, besonders im hessischen Raum“<sup>4)</sup>. Den Abschluß dieser Reihe sollen einige Hefte bilden, welche die Rechtsaltertümer in Nordostdeutschland, im Sudetengau und in der Ostmark umfassen. Da bis zu ihrer Fertigstellung infolge der grundstürzenden Umwälzungen, die sich im Osten vollzogen haben, noch einige Zeit vergehen wird, sind, um keine Stockung eintreten zu lassen, noch einige andere Gegenstände in den Arbeitsplan einbezogen. Über sie geben Aufschluß zwei Aufsätze über „Alte Dorfplätze und andere Stätten bäuerlicher Rechtspflege in Thüringen und Sachsen“ und über „Alte Maße an Rathäusern und Kirchen in Hessen und den Nachbargebieten“<sup>5)</sup>.

§. 68—103, in erweiterter Form veröffentlicht unter dem Titel „Zeugen mittelalterlichen Rechtslebens im Rhein-Maingebiet und seiner Umgebung“ in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. XXXV (1938) S. 225—274. — Derselbe, Alte Dorfplätze und andere Stätten bäuerlicher Rechtspflege im Rhein-, Main- und Wesergebiet: Hessische Heimat 1 (Kassel 1938) S. 65—72. — Derselbe, Mittelalterliche Bauwerke als Rechtsdenkmäler, bes. im Mittelrhein- und Maingebiet: Nachr. der Gießener Hochschulgef. 12 (1938) S. 126—166.

1) Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde 16 (1938) S. 158—190.

2) Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde 14 (1939) S. 65—82.

3) Die Arbeit erscheint in „Mein Heimatland“, Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz usw.

4) Nachr. der Gießener Hochschulgef. 13 (1939) S. 97—122.

5) Sie gelangen zum Abdruck in den nächsten Heften der Zeitschrift „Das Thüringer Fähnlein“ (Jena) und der „Hessischen Heimat“ (Kassel). — In diesem Zusammenhang möchte ich auch hinweisen auf die im letzten Jahre abgeschlossenen Dissertationen meiner Schüler Erwin Koch „Rheinhessische Rechtsaltertümer

Nach Erreichung der beschriebenen Ziele sollen in einer Anzahl weiterer Stücke der Sammlung, für die die Unterlagen im wesentlichen ebenfalls beschafft sind und mit deren Ausarbeitung begonnen ist, Marktkreuze, Rolandsbilder und sonstige städtische Rechtswahrzeichen, Steinkreuze und Kreuzsteine, Wege- und Grenzrechtsaltertümer, sowie bewegliche Rechtsgegenstände besprochen werden. Für später sind Erörterungen über rechtliche Volksbräuche, über den rechtlichen Gehalt von Märcen, Sagen und Volksliedern und über rechtssprachliche Erscheinungen in Aussicht genommen. Als Ergänzung ist die Ausgabe von Heften vorgesehen, die knapp, aber gemeinverständlich die erzielten Ergebnisse zusammenfassen und sich durch reichere Bebilderung auszeichnen.

Um diese Tätigkeit auf eine breitere Grundlage zu stellen, ist der Plan entstanden, in Anlehnung an die Juristische Fakultät der Ludwigsuniversität ein eigenes rechtsgeschichtliches Institut ins Leben zu rufen. Diesen Bestrebungen haben auch das Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung und die Hessische Landesregierung ihre Unterstützung gewährt. Durch Verfügung des Herrn Reichsministers für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung vom 11. April 1939 ist die Errichtung eines „Instituts für Rechtsgeschichte an der Universität Gießen“ genehmigt. Das Institut ist, da alle Vorbereitungen dafür getroffen waren, alsbald ins Leben getreten.

Damit ist die Juristische Fakultät der Ludwigsuniversität in die Lage versetzt, die hier geschaffenen Einrichtungen weiter auszubauen und eine stärkere Pflege von Gebieten einzuleiten, die im wissenschaftlichen und Lehrbetrieb bisher noch nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Berücksichtigung finden konnten. Der Aufgabenkreis des Instituts erstreckt sich auf das gesamte Gebiet der deutschen Rechtsgeschichte.

Um eine Zersplitterung zu vermeiden, sollen aber zunächst die begonnenen Forschungsarbeiten zur rechtlichen Volkskunde planmäßig fortgeführt, es soll eine Aufnahme des gesamten Bestandes an hierher gehörigen Erscheinungen im Bereich des deutschsprachigen

(Flurnamen und Wüstungen)“ — als selbständiges Buch im Konrad-Tritsch-Verlag Würzburg-Altmühle 1939 erschienen — und Otto Höfel „Rechtsaltertümer Rhein Hessens (mit Ausnahme der rechtlichen Flurnamen und Wüstungen)“, von der einstweilen ein Teildruck „Die Steinkreuze Rhein Hessens“ in der Zeitschrift Der Wormsgau II (1939) S. 266—272, vorliegt.

Kulturgebiets bewirkt<sup>1)</sup> und der anfallende Stoff zu einer umfassenden Sammlung vereinigt werden, die als Vorbild für ähnliche Unternehmungen dienen kann. In sehr zu begrüßender Weise ist damit für die Universität Gießen die Möglichkeit eröffnet worden, ein neues und lohnendes Arbeitsgebiet zu erschließen, von dem zu hoffen ist, daß es auch die Verbundenheit der Universität mit der umgebenden Landschaft fördern und gleichzeitig dem Ziele dienen wird, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit weiteren Kreisen der Volksgenossen zugänglich zu machen.

---

1) Vgl. hierzu Frölich, Die Schaffung eines „Atlas der rechtlichen Volkskunde für das deutschsprachige Kulturgebiet“: Hessische Blätter für Volkskunde XXXVI (1938) S. 84—112.

# Die Physik an der Universität Gießen im 17. und 18. Jahrhundert

Von Wilhelm Lorey, Frankfurt a. M.

Die in Band 10, 11 und 12 dieser Nachrichten veröffentlichte Geschichte der Mathematik an der Universität Gießen<sup>1)</sup> von deren Gründung bis zu Beginn des Weltkriegs habe ich mit den Worten geschlossen: „Bei der engen Verbundenheit von Mathematik und Physik sollte nun auch von einem Physiker die Geschichte der Physik an der Universität Gießen geschildert werden.“ Prof. Alfred Göze hat sich als Schriftleiter der Nachrichten, dieser Anregung dankenswerterweise folgend, bemüht, einen Physiker für diese Arbeit zu finden; allerdings ohne Erfolg. Bei der stürmischen Entwicklung der physikalischen Erkenntnis in unsern Tagen und weiter bei den Anforderungen, die zunächst der Vierjahresplan und nun der Krieg an die physikalische Wissenschaft stellt, ist es durchaus erklärlich, daß unter den im Amt stehenden Physikern sich keiner für eine geschichtliche Arbeit bereit findet, die ihn zwingt, sich in das Denken vergangener Jahrhunderte zurückzuversetzen. Allerdings sehen sich die heutigen Theoretiker der Physik doch dazu veranlaßt. So sagt z. B. Heisenberg in seinem in der öffentlichen Sitzung der sächsischen Akademie der Wissenschaften 1932 gehaltenen Vortrag „Zur Geschichte der physikalischen Naturerklärung“ (Math.-Phys. Kl. 85. Bd., 1933, S. 29): „Für ein tieferes Verständnis der modernen Naturwissenschaft ist es wichtig, nachzusehen, inwieweit eigentlich die heutige Forschung als konsequente Fortsetzung der Jahrtausend alten Bemühungen der Menschen um ein Verständnis der Natur betrachtet werden kann, und sorgfältig die Erfolge und Misserfolge in diesem Streben zu vergleichen.“ Die neuzeitlichen großen Handbücher der Physik widmen auch der Geschichte ihrer Wissenschaft besondere ausführliche Abschnitte. Wenn in einem dieser Handbücher<sup>2)</sup> die neue Zeit der Physik mit 1600 beginnt, so fällt dieser Beginn doch auch in die Zeit, in der die Universität Gießen entstanden ist. Schon

darum dürfte es ein mehr als nur chronikartiges Interesse bieten, einmal darzustellen, wie sich die Wandlung im physikalischen Weltbild und damit im Studium der Physik auch im engeren Kreis der Universität Gießen bemerkbar macht. Für die jetzt<sup>3)</sup> bestehenden Universitäten scheint es noch keine ausführlichen auf Akten beruhende Darstellung der Geschichte ihrer Physik zu geben, im Gegensatz zu anderen Gebieten, z. B. der Mathematik, oder für die Astronomie an der Universität Jena von 1558 bis 1927, dargestellt von dem Jenaer Astronomen Otto Knopf, oder für die Jenaer Philosophie in der Schrift des früheren Jenaer und jetzigen Tübinger Philosophen Max Wundt<sup>4)</sup>.

Wenn ich mich nun als Mathematiker entschlossen habe, der Aufforderung des Herausgebers folgend, die Geschichte der Physik an der Universität Gießen zu schreiben, so muß ich um Nachsicht bei den Historikern der Physik bitten. Aber ich darf darauf hinweisen, daß ich auch als Mathematiker der Physik nicht ganz fremd gegenüberstehe: habe ich doch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sieben Jahre lang in der Prima eines Gymnasiums physikalischen Unterricht gegeben auf Grund der 1895 in Göttingen bei E. Riecke erworbenen Lehrbefähigung; weiter bin ich als Mitglied des Ausschusses des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München seit langem auch an der Geschichte der Physik interessiert, und schließlich hat mich die im Dezember 1938 erschienene Schrift<sup>5)</sup>: „Der Deutsche Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts 1891—1938, ein Rückblick zugleich auch auf die mathematische und naturwissenschaftliche Erziehung und Bildung, in den letzten fünfzig Jahren, verfaßt im Auftrag des letzten Vorstands“, genötigt, mich mit Fragen des physikalischen Studiums und der Ausbildung der Physiklehrer eingehend zu beschäftigen, Fragen, die freilich für die beiden ersten Jahrhunderte der Gießener Universität und auch weit in das 19. Jahrhundert hinein noch keine Rolle spielen, für die aber später auch von Gießen aus segensreiche Arbeit geleistet worden ist.

Was die benutzten Quellen betrifft, so gilt das gleiche, was im Vorwort zur Abhandlung aus der mathematischen Vergangenheit Giessens gesagt worden ist. Besonderen Dank schulde ich auch diesmal wieder dem hervorragenden Kenner der Geschichte der Universität Gießen, Herrn Dr. Georg Lehnert, der mir mit unermüdlicher Hilfsbereitschaft die reichhaltigen Akten des Universitätsarchivs zugänglich gemacht und in der Folge mein eigenes Aktenstudium durch viele Auskünfte ergänzt

hat. Ebenso sei auch diesmal wieder den Beamten der Frankfurter Stadtbibliothek herzlicher Dank ausgesprochen: sie haben auch in der jetzigen schweren Kriegszeit dem Verfasser die Benutzung der reichen Schätze der Bibliothek stets erleichtert.

Wie in der Geschichte der Gießener Mathematik hoffe ich auch hier durch die ausführlichen biographischen Angaben, insbesondere über die Herkunft der Professoren, zugleich soziologischen Interessen zu dienen, auch im Sinne der Anregungen, die kürzlich der Göttinger Germanist Edward Schröder in seinem Artikel über die Universität Kinteln gegeben hat (Forschungen und Fortschritte 1939, Nr. 32/33, S. 404 ff.).

## 1. Aristotelische Naturphilosophie und die Professur der Physik nach den frühesten Satzungen.

Wie die Mathematik, so ist auch die Physik an der Universität Gießen nach dem Beispiel älterer Universitäten<sup>6)</sup> von Anfang an durch ein Ordinariat vertreten. Allerdings ist unter Physik im 17. Jahrhundert und noch weit in das 18. hinein etwas ganz anderes zu verstehen, als was man heute unter Physik meint. Heißt es doch in der ältesten Satzung der Universität<sup>7)</sup>: *Physicus enarrabit vel libros Aristotelis physicos vel compendia physica praecipue vero Magiri, Hafenreuteri, Valcurionis et aliorum optimae notae scriptorum.*

Es ist also danach die Aufgabe des Professors der Physik den Inhalt von Büchern wiederzugeben, die von der Natur handeln, besonders die Physik des Aristoteles. Die acht Bücher der aristotelischen Physik haben als Naturphilosophie bis in das 17. Jahrhundert hinein das Denken beherrscht. Ihr Wesen kennzeichnet der Herausgeber der griechischen und deutschen Ausgabe, der einstige Münchener Professor der Philosophie Carl Prantl<sup>8)</sup> so: „Es tritt sogleich jener Grundsatz in den Vordergrund, welcher der aristotelischen Philosophie eigentümlich ist, daß nämlich alles wirkliche Sein an und aus dem Gegensatz zwischen Stoff und Form sich entwickle, wobei in der letzteren sogleich auch sowohl die bewegende Ursache als auch der Endzweck beruht.“ Welche Autorität Aristoteles genoss, zeigen auch in einer allerdings satirischen Art die berühmten 1632 erschienenen Unterredungen Galileis über die beiden hauptsächlichsten Weltssysteme<sup>9)</sup>. Es treten darin drei Gesprächsteilnehmer auf: Salviati, der Fachgelehrte, in dem Galilei sich wohl selbst darstellt, Sagredo, ein venetianischer Patrizier und hochgebildeter Laie. Der dritte Teilnehmer ist von Galilei erfunden:

ein sturer Aristotelesgläubiger, den er boshaft Simplicio<sup>10)</sup> nennt. Diesen Einfaltspinsel läßt Galilei sagen: „Aristoteles hat so großes Ansehen nur durch seine schlagenden Beweise, seine tiefsinnigen Untersuchungen erlangt. Nur muß man ihn verstehen, nicht nur verstehen, sondern in seinen Schriften auch so bewandert sein, daß man eine vollkommene Übersicht über ihn hat, daß einem jedes seiner Worte stets vor der Seele schwebt. Denn er hat nicht für den großen Haufen geschrieben und sich nicht den Zwang angetan, seine Schlüsse nach elementarer Weise geordnet an den Fingern herzuzählen. Er bedient sich bisweilen einer verworrenen Reihenfolge und bringt den Beweis einer Behauptung in einem Kapitel, das scheinbar von etwas ganz anderem handelt. Darum bedarf es jenes großen Einblicks in das Ganze; darum muß man diese Stelle mit jenen kombinieren, diesen Paragraph mit jenem ganz entlegenen vergleichen. Es ist kein Zweifel, daß wer diese Kunst versteht, die Beweise für alles Erkennbare schöpfen kann; denn in ihnen ist alles enthalten.“ Darauf antwortet Sagredo: „Aber, lieber Signore Simplicio, wenn Euch das Durcheinanderwürfeln des Stoffes nicht verdrießt, und Ihr durch Vergleich und Kombination die Quintessenz zu erlangen vermeint, so will ich die Prozedur, die Ihr und Eure wackren Kollegen mit dem Texte des Aristoteles vornehmt, mit den Versen Virgils oder Ovids anstellen, will einen Flicken daraus auf den andern setzen und damit alle menschlichen Angelegenheiten und Geheimnisse der Natur erklären. Doch wozu brauche ich Virgil oder einen anderen Dichter? Ich besitze ein weit kürzeres Büchlein als den Aristoteles und den Ovid, worin alle Wissenschaften enthalten sind, und wovon man mit geringster Mühe die vollkommenste Übersicht erlangen kann; es ist das Alphabet. Kein Zweifel, durch richtige Anordnung und Verbindung dieses und jenes Vokals mit dem und jenem Konsonanten kann man die zuverlässigste Auskunft über jeden Zweifel erhalten, kann die Lehren aller Wissenschaften, die Regeln aller Künste gewinnen<sup>11)</sup>.“ Und schließlich bemerkt Salviati: „Ich kenne einige Edelleute, noch heute frisch und gesund, die zugegen waren, wie ein Doktor an einer berühmten Hochschule, als er das von ihm noch nicht gesehene Fernrohr beschreiben hörte, sagte: die Erfindung sei dem Aristoteles entnommen. Als er sich einen Text hatte bringen lassen, suchte er eine gewisse Stelle auf, wo die Gründe abgehandelt werden, in Folge deren vom Boden eines sehr tiefen Brunnens die Sterne bei Tag am Himmel gesehen werden können. Er sagte zu den Umstehenden: hier habt Ihr den Brunnen, er ist das Rohr; hier die dichten Dämpfe, ihnen ist die

Erfindung der Linse nachgebildet; hier habt Ihr endlich die Verstärkung der Sehkraft beim Durchgang der Strahlen durch ein dichteres, dunkles und durchsichtiges Mittel.“

Galilei, der das Fernrohr zwar nicht als erster erfunden, aber selbständig nacherfunden und wesentlich verbessert hat<sup>12</sup>), wendet sich begreiflicherweise gegen die Behauptung, das Fernrohr sei eine Erfindung der Alten, was in der That eine Fabel ist, die sich auch noch in der neuesten Zeit in einer Novelle „Der Physiker von Syrakus“ findet.

In seiner Geschichte der Physik führt E. Bertrand<sup>13</sup>) folgende Aristoteles gut kennzeichnende Stelle aus Goethes „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ an<sup>14</sup>): „Die Schwierigkeit, den Aristoteles zu verstehen, entspringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd ist. Zerstreute Fälle sind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen mit zugehörigem und geistreichem Raisonnement begleitet, auch wahrhaft schicklich genug zusammengestellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung herzu, das Raisonnement geht ins Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird durch Begriffe bearbeitet, anstatt daß man es deutlich auf sich beruhen ließe, einzeln vermehrt, massenweise zusammenstellt und erwartet, ob eine Idee daraus entspringen wollte, wenn sie sich nicht gleich von Anfang an dazu gesellt.“

Die in der Satzung genannten neueren Autoren sind sicher wohl nicht von neueren naturwissenschaftlichen Ideen beeinflusst<sup>15</sup>). Einen gewissen methodischen Fortschritt findet man aber in den bisher noch nicht gedruckten Statuten von 1625, wo es in Titulus LVII De Physico heißt:

Physicus rationem et methodum, qua universam naturalium doctrinam cum fructu et commodo explicare potest, sequatur. Idcirco non nuda theoremata tradat, sed difficiliorum hinc inde occurrentium explicationem subjungat.

Nec is finem propositum assequitur, qui, praemissa praeceptorum compage methodica, solis et omnigenis controversiis tractandis incumbit, quam viam plerosque Peripateticos insistere et plures Metaphysicos, quasi naturales quaestiones enodare cernimus, qui tametsi de Naturae studiosis praeclare etiam mereantur, aliena tamen a campo Physico interserunt, jucundos naturae recessus leviter attingunt, nec ad speciales rerum naturalium proprietates descendunt, aut universalialia Physices principia per singulares observationes illustrent, verum ea, quae in natura admiratione digna sunt, praetereunt.

Quin potius in naturalis Historiae campos aliquanto latius excurrendum est, indeque delibandum et ad sedes suas referendum, quicquid amoenitatum in natura hominum observavit industria.

Hoc enim est illud condimentum, quo disputationum, praesertim de generalibus, austeritates temperantur: hic est jucundissimus secessus, in quem animus, disputando defatigatus, divertitur: Hae amoenitates naturales, in minimis etiam observatae et suis locis opportune insertae, ad lectionem et studii huius amorem alliciunt, etiam eos, qui extra Scholas practicae vitae genus sectantur, ipsamque juventutem mirifice afficiunt.

Eum in finem studiose rerum naturalium proprietates Physicus inquirat, et, quod in unaqua re peculiare est, observet, praeterea celebres Naturae persecutores, Aristotelem de Historia animalium eiusque problemata, Plinium Secundum, Alexandrum Aphrodisaeum, Theophrastum, Aelianum de animalibus, Levinum Lemnium, Aldrovandum etc. diligenter evolvat, et, quaecunque observaverit, ad suas sedes referat, et auditoribus suis, ad quorum commodum, tanquam ad scopum quendam sibi praefixum, semper collimare debet, fideliter inculcet, eosque tum publice, tum in privato Collegio assuefaciat, ut naturalium rerum causas inquirant<sup>16</sup>).

Diese Satzung empfiehlt also zur Erholung von den ermüdenden Wortdisputationen naturwissenschaftliche Dinge vorzuzeigen und so auch Hörern, die in einen praktischen Beruf übergehen wollen, die Freude an den Wundern der Natur zu wecken. Zugleich läßt die Satzung aber auch in dem zu behandelnden Schrifttum erkennen, daß die Physik sich auch auf die Tier- und Pflanzenwelt erstreckt. In der heutigen Biophysik, die in besonderen Forschungsanstalten gepflegt wird, kann man vielleicht in gewissem Sinn ein Wiederaufleben des alten umfassenden Begriffs Physik erkennen, nur daß hier das Verfahren nicht auf unfruchtbaren Wortstreitereien der alten aristotelischen Physik beruht.

## 2. Theologen als Professoren der Physik.

Viele Jahre wurde die Physik in Gießen von Professoren der theologischen Fakultät nebenamtlich in der philosophischen Fakultät vertreten und damit das auf Aristoteles beruhende Verfahren hochgehalten, während schon 1610 unter dem Einfluß der Mediziner chemische Übungen eingerichtet wurden, die sich übrigens nicht allein auf Goldmacherkunst beschränkten.

Die ersten Professoren der Physik vertraten neben ihrem theologischen Ordinariat in der philosophischen Fakultät auch noch andere Fächer, wie Logik, Metaphysik, Rhetorik, Griechisch und Hebräisch. Ihre Reihe wird eröffnet durch Kaspar Finck (1578—1631). Ein Tuchmachersohn aus Gießen, hat er in Marburg studiert, wo er sich als Korrektor einer Druckerei den Unterhalt verdiente. Er bekam zunächst am Gymnasium illustre zu Gießen eine Professur für Rhetorik und Physik, dann an der Universität eine solche für Logik und Metaphysik, endlich 1609 auch ein theologisches Ordinariat<sup>17</sup>). 1616 folgte er einem Ruf nach Koburg als Superintendent und Gymnasialdirektor; dort ist er 1631 gestorben, lange Zeit offenbar schwer leidend, denn „er sah wie ein Gerippe aus“. 1606, im Jahr vor Eröffnung der Universität, wird eine von ihm veranlaßte Disputation „De Coelo“ genannt; Respondent war der Darmstädter Johannes Scholterius. Mit diesem Thema, das auch in späteren Zeiten als Dissertation und Vorlesung gelegentlich vorkommt, ist sicher eine Frage aus der Doctrina Sphaerae gemeint; hat doch Finck später in Koburg eine methodische Abhandlung darüber veröffentlicht, die 1622 in Gießen eine zweite und vier Jahre darauf in Koburg eine dritte Auflage erlebte. Es handelt sich hier um ein Gebiet, das seit dem Mittelalter an allen Hochschulen gepflegt wurde, und zwar auf Grund eines von dem schottischen Mönch Sacrobosco (gestorben um 1256 in Paris) verfaßten, immer wieder neu herausgegebenen und kommentierten Buchs über die von der Himmelsfläche auf die Erde übertragenen Kreise. Sonst werden von Finck, der übrigens die Reihe der Giessener Professoren eröffnet, die in der Allgemeinen Deutschen Biographie vertreten sind, zahlreiche theologische Schriften genannt.

Fincks Nachfolger, der aus Alsfeld stammende Johannes Stumpf, kam schon 1618 als Prediger nach Mähren und ist 1640 in Preßburg als solcher gestorben. Von ihm wird eine Dissertation De affectionibus corporis humani erwähnt.

Nur zwei Jahre blieb als Professor der Physik Anton Hagenbusch aus Laubach; er ging 1614 nach Düsseldorf und von dort als Superintendent nach Corbach, wo er 1665 gestorben ist. Da er 1607 die Magisterwürde in Gießen erlangt hat, ist er ein Studentkamerad des späteren berühmten Giessener Professors der Mathematik Joachim Jungius<sup>18</sup>), der 1608 bei seiner Promotion zum Magister auch Leitsätze aus der Optik und Mechanik verteidigte.

Nun folgte ein sehr vielseitiger, übrigens auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie behandelter Professor der Physik, Johannes

Steuber. Geboren am 16. Januar 1590 als Sohn eines Pfarrers in Schwickardshausen bei Nidda, hat er in Gießen und Heidelberg studiert. Zu der Professur der Physik erhielt er auch noch die für Griechisch und Hebräisch und 1620 ein theologisches Ordinariat. Als Professor der Theologie siedelte er 1625 nach Marburg über und ist dort am 5. Februar 1643 gestorben. Neben zahlreichen theologischen Schriften gibt es von ihm auch einige über *physica generalis*. Für unsere Zeit bietet Steuber insoweit Interesse, als er unter Nr. 124 in Goethes Ahnentafel genannt ist<sup>19</sup>).

Auch Steubers Nachfolger, der am 14. März 1595 in Zäckstadt geborene Johann Heinrich Tonsor (Scherer), stammt aus einem Pastorenhaus. Er hat in Gießen Theologie studiert, wurde hier 1615 Magister der philosophischen Fakultät und erhielt 1620 das physikalische Ordinariat, das er bei der Übersiedlung nach Marburg 1625 mitnahm. Dort behielt er es bis 1632 bei; damals wurde er ordentlicher Professor der Theologie. Er ist in Gießen am 1. Dezember 1649 gestorben. Aus Tonsors Zeit stammen die ältesten in den Akten erhaltenen Vorlesungsankündigungen. Im Sommersemester 1629 will er *Doctrina de coelo* lesen, daneben spezielle Physik. Im folgenden Winter will er das fortsetzen und Disputationen über allgemeine und spezielle Physik leiten. 1624 wird eine von ihm veranlaßte Disputation *De terrae motu* genannt<sup>20</sup>). Darin ist sicher die Bewegung der Erde bestritten worden. Sind doch die zahlreichen in Marburg unter ihm entstandenen theologischen und physikalischen Dissertationen durchaus scholastisch gehalten, wie aus der Allgemeinen Deutschen Biographie hervorgeht. Ein Einfluß der neueren Naturwissenschaften ist bei ihm noch nicht zu bemerken.

Das Physikalische Ordinariat wurde während der Marburger Zeit ein Jahr lang von dem späteren Hofprediger und ordentlichen Professor der Theologie Peter Haberkorn verwaltet. Aus adliger Familie stammend, ist er am 4. Mai 1604 in Buzbach geboren und am 10. Mai 1676 in Gießen gestorben. Er hat außer in Marburg auch in Leipzig und Straßburg studiert. Naturwissenschaftliche Schriften sind von ihm nicht bekannt. Aber eine Tatsache aus dem Leben dieses früh verwaissten Buzbacher Schreinersohns sei doch erwähnt. Von seinem Vormund, dem Buzbacher Pfarrer, wurde er auf das Gymnasium nach Ulm geschickt, wo des Pfarrers Bruder wirkte. Nun war in Ulm im 17. Jahrhundert die Mathematik sehr geschätzt, so daß es an den Universitäten Wittenberg und Leipzig damals hieß: *Ulmes sunt mathematici*<sup>21</sup>).

Vielleicht ist Peter Haberkorn vom Gymnasium her für physikalische Fragen gewonnen worden. Im übrigen war der spätere Hofprediger ein eifriger Verfechter der lutherischen Orthodogie. Eine Vorlesungsankündigung ist von ihm nicht erhalten.

Ihm folgte der aus Grünstadt in der Pfalz stammende Theologe Johann Konrad Schragmüller (1605—1676). Obwohl er „Ausländer“ war, hatte er in Gießen die bevorzugte Stellung eines Stipendiatenmajors erhalten. Dieses auf fünf Jahre befristete Majorat, das nur fähigen Köpfen verliehen werden sollte, eröffnete u. a. die Aussicht auf eine Professur<sup>22</sup>). Er kündigt Vorlesungen über physikalische Vorgänge oder *Anthologia physica* an. In einer öffentlichen Vorlesung des Winters 1637/38 will er Neues aus der Physik bringen oder Meteorologie oder sonstige Probleme. Privatim will er nach den Wünschen und der Fassungskraft der Studenten (*lubitu et captu*) lesen. In seinem letzten Gießener Semester 1638/39 kündigt er eine physikalische Vorlesung für Anfänger an und einen Kommentar zu Aristoteles, „*Deo annuente*“, d. h. wenn ich Hörer bekomme, wie Siebeck diesen so oder ähnlich oft in Vorlesungsankündigungen vorkommenden Zusatz in der Festzeitung zur Dreihundertjahrfeier der Gießener Universität launig übersetzt hat<sup>23</sup>).

Schragmüller kam mit den Professoren der theologischen Fakultät in einen heftigen Streit, wovon ein umfangreiches Aktenstück berichtet. Schragmüller, der in der Vorlesungsankündigung ausdrücklich auch als SS. THEOL. D. bezeichnet wird, hatte eine theologische Schrift veröffentlicht, die von der Theologischen Fakultät als leserisch, ja als teuflisch bezeichnet wurde. Es handelte sich um die Streitfrage, ob Jesus in den drei Tagen nach seinem Tode ein wahrer Mensch gewesen sei. Diese Streitigkeit, vielleicht aber auch seine schlechten finanziellen Verhältnisse<sup>24</sup>), veranlaßten ihn, 1639 um seine Entlassung aus dem heftischen Dienst nachzusuchen, zu dem er als ehemaliger Stipendiatenmajor verpflichtet war. Schragmüller zog in seine pfälzische Heimat und wurde in Speyer Prediger, Konsistorialassessor und Inspektor des Gymnasiums; dort ist er am 10. März 1675 gestorben. Von seinen vielen Schriften scheint nur eine im Zusammenhang mit der physikalischen Professur zu stehen: *Contradictiones physicae*. In einer seiner vielen Streitschriften wendet er sich u. a. gegen die Lehren des deutschen Mystikers Weigel, von dem in der neuesten Zeit Dietrich Mahnte in seiner auch für die Barockphysik wichtigen Schrift: „Unendliche Sphäre, Allmittelpunkt. Beiträge zur Genealogie der mathematischen Mystik“<sup>25</sup>) ausführlich spricht.

Für die Professur der Physik wurde 1639 als „taugliches Subjekt“ der Gießener Bürgersohn Heinrich Lorenz Geibel (1612—1643) befunden. Er war Magister der philosophischen Fakultät und hatte sich als Stipendiatenmajor offenbar ausgezeichnet. Für den Winter 1639 kündigte er physikalische Erklärungen an. Im folgenden Jahr will er über heitere, nützliche Dinge lesen. Nach dem Thema der von ihm in Marburg veranlaßten vier Dissertationen „Contra animam ovi sensitivam“ zu urteilen, dürfte sein naturwissenschaftliches Interesse kaum den physikalischen Fragen in unserem Sinne gegolten haben. Geibel, der vor der Professur auch an Schulen und als Prinzenlehrer tätig gewesen war, scheint keine besonderen theologischen Studien getrieben zu haben, wozu er eigentlich als Stipendiatenmajor verpflichtet war<sup>26)</sup>. Somit dürfte er die nach und nach einsetzende Lösung der Physikalischen Professur von der Theologie einleiten.

### 3. Mediziner als Professoren der Physik.

„Die Auseinandersetzungen der konfessionellen, dynastischen, politischen Gruppen, die zum Inhalt im Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges wurden, sind nur der Ausdruck jener inneren Unruhe und Zerrissenheit, die die Geister während des 16. und 17. Jahrhunderts erfüllte und die vom Herbst des Mittelalters über die Renaissance zur neuen Zeit führte. Unter dem Ansturm großer Entdeckungen, die das geographische und naturwissenschaftliche Weltbild in ungeahntem Maße erweiterten, war das festgefügte Begriffsgebäude christlicher Welt-einheit endgültig erschüttert worden. Die Einheit des Weltbilds, die vordem das Mittelalter zu großen Leistungen — meist spekulativer, kaum exakt wissenschaftlicher Art — befähigt hatte, war nicht zumindest durch die Einseitigkeit und Starrheit seiner Formulierungen und das Unvermögen, sich den tatsächlichen Gegebenheiten dieser irdischen Welt anzugleichen und die untragbaren Widersprüche aufzulösen, einer Vielheit neuer Lehren, Richtungen und Meinungen gewichen. Eine Welt, die vordem nur einen Sinn, einen Zweck, eine Form, einen Grund, eine Erfüllung gekannt hatte, war fragwürdig geworden, war im Laufe von wenig mehr als einem Jahrhundert hoffnungslos in Gruppen und Auslegungen verfallen, in Thomismus und Scotismus, in Aristotelismus und Platonismus, Scholastik und Naturphilosophie, Katholizismus und Protestantismus, in Luthertum und Calvinismus, Reformation und Gegenreformation, Gottesstaat und weltliche Mächte, Nationalstaaten und Förderalisten, in eine Alte und eine Neue Welt —

in das sich selbst bestimmende Ich und die vom Ich bestimmte Welt, in eine vom lumen rationale, in eine andere vom lumen divinum geleitete Naturerkenntnis.“

Mit diesen Worten eröffnet Helmut Minkowski seine ausgezeichnete Abhandlung „Die Stellung der Academia Naturae Curiosorum in der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Ausbildung exakt wissenschaftlicher Forschungsmethoden“. Erschienen als Festgabe aus Anlaß der 250. Wiederkehr des Tages der Erhebung der am 1. Januar 1652 gegründeten privaten Akademie zur Sacri Romani Imperii Academia Caesaraeo — Leopoldina Naturae Curiosorum durch Leopold I. (7. August 1687), zeigt sie, wie schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland Bacon's Zukunftsroman „Neu Atlantis“ gewirkt hat, in dem das Bild eines Staates entworfen wird, der unter der Herrschaft eines gewaltigen Forschungsinstituts steht, in dem jedes Teilgebiet der Wissenschaften eigene Forschungsstätten, Laboratorien und ähnliches hat, in dem Studiengesellschaften für besondere Zwecke gebildet werden. Diese Ideen haben offenbar bei dem berühmten Naturphilosophen, dem vorhin schon genannten Gießener Professor der Mathematik Joachim Jungius, mitgewirkt, der 1622 in Rostock eine Societas Ereneutica gründete, in ihrer Art die erste deutsche wissenschaftliche Gesellschaft. Sie trat für die deutsche Sprache in der Wissenschaft ein und versuchte unter Bacon's Leitspruch „Per inductionem et experimentum“ die Wissenschaft von Sophisterei zu befreien und durch Experimente an Erkenntnis zu vermehren. Diese Gesellschaft scheint allerdings nach zwei Jahren schon eingegangen zu sein, wohl mit einer Folge des seit 1618 tobenden Krieges. Dauernder Bestand war der vier Jahre nach Friedensschluß von ähnlichen Ideen geleiteten Gründung des Schweinfurter Arztes Bausch beschieden, der zusammen mit drei anderen Medizinern die erste rein naturwissenschaftliche Gesellschaft gründete: Academia Naturae Curiosorum, die nachmalige Kaiserlich Leopoldinisch Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher, seit Jahrzehnten mit dem Sitz in Halle. Unter den vier Gründungsmitgliedern befand sich auch ein aus Schweinfurt stammender Arzt, den wir bald in Gießen als Professor der Medizin und Physik antreffen werden: Georg Balthasar Metzger. Er eröffnet die Reihe der Gießener Professoren, die in der Folge Mitglieder dieser ältesten Akademie Deutschlands geworden sind. Er ist nicht der erste Mediziner, der in Gießen auch die Physik vertrat. Nach Geibels Tod kündigte für den Winter 1644/45 der Professor der Medizin Johann Daniel

Horst, der im Vorlesungsverzeichnis auch als Professor der Physik bezeichnet wird, spezielle Physik an, dazu Disputation nach Neigungen. In den folgenden Jahren will er hippokratische Physik und Botanik lesen. Unter hippokratischer Physik ist wohl das Grenzgebiet zwischen Physik und Medizin zu verstehen.

Johann Daniel Horst, geboren am 14. Oktober 1610 in Gießen, wo sein aus Torgau stammender Vater Gregor Horst (1578—1636), der spätere Ulmer Stadtphysikus und Freund Keplers<sup>27)</sup>, von 1608—1622 ordentlicher Professor der Medizin war, hat, wie Haberkorn, die Schule in Ulm besucht und in Rostock studiert, dort die philosophische Magisterwürde und dann in Tübingen die medizinische Doktorwürde erworben. Als landgräflicher Leibarzt mußte er 1650 nach Darmstadt übersiedeln, und so blieb das Physikalische Ordinariat einige Jahre verwaist. Aber der Professor der Mathematik Christiani<sup>28)</sup> kündigte in diesen Jahren Optik und System der Welt an. Als 1663 der neue Landgraf Ludwig VI. einen neuen Leibarzt wählte, siedelte Horst nach Frankfurt a. M. als erster Stadtphysikus über; hier ist er am 27. Januar 1685 gestorben. Ein Jahr vor seinem Tode erschien die dritte Auflage seines Compendiums der hippokratischen Physik unter dem Titel: *Physica Hippocratea Tartini, Helmonti, Cartesii, Espagniot, Boylei et aliorum recentiorum commentis illustrata*. Sonst ist keine Schrift physikalischen Inhalts von ihm bekannt. Horst hat sich gelegentlich auch dichterisch betätigt. Die Frankfurter Stadtbibliothek verwahrt ein Carmen Heroicum aus dem Jahr 1677 zu Ehren des Jubiläums der Promotion zweier Frankfurter Ärzte. Bei dem heutigen großen Interesse für Ahnenforschung ist es erwähnenswert, daß ein Vorfahr unseres Horst, der Professor der Medizin in Helmstedt war, schon mit Ahnenforschung begonnen hat; auf Grund seiner Angaben hat Strieder seiner Biographie von Johann Daniel Horst einen ausführlichen Stammbaum beigegeben. Dabei ergibt sich auch, daß Horst ein Stiefbruder des Gießener Professors der Mathematik Jakob Müller war.

Vier Jahre hatte dann der Professor der Medizin Johann Taub auch die physikalische Professur inne. Als Sohn eines mit einer Pfarrerstochter verheirateten Kaufmanns ist er am 23. September 1617 in Wehlar geboren. Er begann das Studium in Marburg als Theolog, sattelte aber zur Medizin um und erwarb sich die medizinische Magisterwürde. Als Leibarzt begleitete er dann den hessischen Erbprinzen auf einer zweijährigen Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden und Italien. Im Jahr 1650 erhielt er mit der medizinischen Professur auch

die physikalische. „Weil er aber ein guter Redner und Poet war“, heißt es bei Strieder, „so ward die letzte Lehrstelle einem anderen (Mezger) übertragen und ihm die Professur der Beredsamkeit.“ Als landgräflicher Leibarzt ist Tack am 14. August 1671 in Darmstadt gestorben. Von seinen sechs Kindern wurden die drei Söhne alle Mediziner; der älteste, Ludwig Christian (1655—1718), auch Professor der Medizin in Gießen, mußte allerdings sein Amt schon sehr bald aufgeben, infolge geistiger Erkrankung (Melancholie). Johann Tack hat nach Strieder eine physikalische Dissertation veranlaßt: *De anima rationale*, und eine physikalisch-chemische: *De rore*, d. h. über den Tau; bei dieser war der Schweriner Paul Susemihl Respondent. Sonst gibt es von Johann Tack medizinische Arbeiten. Als Verfasser eines lateinischen Gedichts findet man ihn in einer in Frankfurt gedruckten Sammlung von Gedichten zu Ehren der Gießener Doktorpromotion des Frankfurter Lizentiaten der Medizin Philipp Heinrich Beyer am 16. Mai 1670. In dieser Sammlung sind außer anderen Gießener Professoren der Mathematiker Nitsch und Tacks zweiter Nachfolger im physikalischen Ordinariat, Strauß, vertreten.

Mit dem Sommer 1654 erscheint als Professor der Medizin und Physik Georg Balthasar Mezger. Er hat in Jena studiert und war dort zum Dr. med. promoviert worden; 1661 folgte er einem Ruf nach Tübingen als Professor der Medizin. Dort ist er am 9. Oktober 1687 gestorben. Aus seiner Gießener Zeit führt Strieder eine physikalische Dissertation an: *De Efficientia et dependentia causarum secundarum*. Sie ist aber philosophisch und folgt der Metaphysik des Aristoteles. Respondent war der Lübecker Johannes Filzmann. Mezger kündigte in Gießen in der philosophischen Fakultät Psychologie an, außerdem eine Vorlesung nach Wunsch; weiter spezielle Physik, Fundamente der Physik, alte und neuzeitliche physikalische Streitfragen, immer pro captu. Im Sommer 1659 will er, soweit er als Rektor der Universität Zeit hat, Meteore aus physikalischen und mathematischen Prinzipien erklären.

Mezgers Nachfolger wurde Lorenz Strauß. Geboren am 9. Februar 1603 in Ulm als Sohn eines Kaufmanns, hat er in Jena und Montpellier studiert und in Heidelberg die medizinische Magisterwürde erworben. Auf Empfehlung seines Freundes und späteren Schwiegervaters Johann Daniel Horst wurde er Darmstädter Hofarzt und erhielt 1662 das medizinische und physikalische Ordinariat. Auf einer Reise zur Ostermesse nach Frankfurt a. M., deren große Bedeutung für den

Buchhandel damals viele Gelehrte dort zusammenführte, ist er am 6. April 1687 gestorben.

Seinen physikalischen Vorlesungen (volente Deo) legt Strauß zunächst ein Compendium von Wülffer<sup>29)</sup> zugrunde, nach dem er die ganze Naturlehre behandeln will. Es folgen öffentliche Vorlesungen und eine private (σὺν θρώ) über die Prinzipien der Physik. Im Winter 1664/65 will er Grundlagen der Natur nach Aristoteles und neueren Beobachtungen vortragen, in späteren Jahren bemerkenswerte und nützliche Fragen der Physik. Strauß kündigt auch Übungen und ein Disputatorium sowie ein Examinatorium an. Im Sommer 1670 sollen nicht wenige physikalische Fabeln widerlegt werden. Später will er alte und neue physikalische Streitfragen besprechen. Im Jahr 1676 beginnt er mit der Erörterung seines Buchs Isagoge Physica. Dieses Buch hat er wenige Jahre vor seinem Tod in einem Ulmer Verlag in einer sehr vermehrten Auflage erscheinen lassen. Zur Kennzeichnung seines Standpunkts genügen daraus folgende zwei Axiomata: Sol movetur, Terra non movetur. Also gegen Ende des 17. Jahrhunderts bestreitet noch dieser protestantische Professor der Medizin und Physik die Richtigkeit der Lehre des deutschen Astronomen Copernicus<sup>30)</sup> gegen die sich 150 Jahre vorher Luther und Melanchthon unbedingt ablehnend ausgesprochen hatten und die 1616 durch die berüchtigte päpstliche Kongregation nur als bedingt zulässig bezeichnet worden war.

Strauß hat 1681 eine zoologische Vorlesung gehalten: De Brutis, über die wilden Tiere. Seine letzte Vorlesung im Winter 1686: De Mistioni, generatione, corruptione könnte nach dem Wortlaut mit Fragen der Gefahr der Rassenmischung zusammenhängen, was aber unwahrscheinlich ist. Neben seinen vielen medizinischen Schriften werden drei physikalische Dissertationen genannt, bei deren Verteidigung er Präses war: 1665 De elemente ignis. Die vier alten Elemente Wasser, Feuer, Erde, Luft spielten damals noch eine große Rolle. 1687 De indivisibilibus; bei dieser war ein Holländer, Eberwin Swidde aus Amsterdam, Respondent. Die Indivisibilia bildeten lange Zeit einen vielerörterten Gegenstand der Naturphilosophen und auch der Mathematiker. Als physikalische Dissertation wird auch eine Arbeit über die Anatomie des Storches genannt, deren Thesen 1679 sein Sohn Johann Daniel Strauß, ein späterer Arzt, als Respondent verteidigte.

Erscheint Strauß noch stark im mittelalterlichen Denken befangen, so können wir in seinem Nachfolger, dem als Mediziner sehr bekannt gewordenen Dr. med. et Hist. Nat. Professor (wie er in der Vor-

lesungsankündigung heißt) Michael Bernhard Valentini einen Vertreter der Physik finden, der schon durchaus neuzeitlich vorgeht. Geboren am 26. November 1657 in Gießen, wo sein Vater als Mag. phil. Aktuar der Universität war, studierte er hier Medizin, wofür er schon in früher Jugend eine große Neigung gefaßt hatte. „Zur Vorbereitung ließ er aber keinen Teil der Philosophie unbeachtet.“ So hörte er Physik bei Strauß, Mathematik bei Riessch<sup>31)</sup>, dem einstigen Leipziger Studienkameraden von Leibniz, und bei Magister Rahler<sup>32)</sup>, später Professor der Mathematik und Theologie in Rinteln. Nachdem Valentini 1681 die medizinische Lizentiatenwürde erlangt hatte, übte er an verschiedenen Orten ärztliche Praxis aus, ließ sich aber auf dringenden Wunsch seiner Eltern 1682 in Gießen nieder, wo er neben der Praxis auch Privatunterricht erteilte, „aufmerksam auf alles, was die Natur in ihren mannigfaltigen Wirkungen darbietet“. Eine Studienreise führte ihn nach Heidelberg und zu einem mehr als einjährigen Aufenthalt nach Frankfurt, wo er Schriften berühmter Mediziner herausgab. Daran schloß sich eine Auslandsreise, die ihn mit namhaften Physikern und Chemikern in Holland bekannt machte. Während dieser Reise erhielt er in Abwesenheit die Gießener medizinische Doktorwürde und am 1. Mai 1687 das physikalische Ordinariat; später wurde er dazu Professor der Medizin. Seit 1683 war er Mitglied der Leopoldinischen Akademie. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde er in die Preussische Societät der Wissenschaften und in die Royal Society aufgenommen. 1720 bekam er das ökonomische Inspektorat der Universität. Seit 1692 landgräflicher Leibarzt, wurde er 1728 auch kaiserlich römischer Leibmedicus. An einem Steinleiden ist er am 18. März 1729 gestorben.

Valentini begann seine Vorlesungen mit speziellen Teilen der Physik, daneben las er auch über Vierfüßler. 1692 erläutert er noch im Anschluß an Horst hippokratische Physik. Da erscheint auf einmal mit dem Sommer 1693: *Physica Gissena!*

Was Valentini unter Gießener Physik versteht, lassen seine folgenden Vorlesungsankündigungen erkennen. Unter Bezugnahme auf die alten Statuten der Fakultät will er im Winter 1698/99 physikalische Irrtümer und Paradoxe durch Gründe und Experimente widerlegen. Diese Vorlesung wiederholt er im nächsten Jahr. Er bemerkt zu den Ankündigungen seiner Gießener Physik: „Mit den kürzlich aus Belgien, Meissen (Freiberg) und Nürnberg bezogenen sehr genauen Apparaten will er alles durch Experimente erläutern, daß weder Plato noch

Aristoteles irgend etwas zu erinnern hätten.“ Von solchen Gedanken war wohl auch die Vorlesung „Über die wahre und zu Gott führende Philosophie mit Disputationen am Samstag“ getragen.

1698 will er Versuche und neue Entdeckungen erläutern, wie sie in deutschen, englischen, französischen und dänischen Zeitschriften<sup>33)</sup> beschrieben sind. Im folgenden Jahre werden die physikalischen Probleme des Engländers Boyle<sup>34)</sup> behandelt und mit den entsprechenden des Aristoteles verglichen. Boyle ist in der heutigen Physik durch das Boyle-Mariotttsche Gesetz von der Beziehung zwischen Druck und Volumen bekannt. 1702 betont Valentin in seiner Ankündigung der Experimentalphysik ausdrücklich die Bedeutung der Selbstschau. Für uns heute erscheint er ganz zeitgemäß mit einer Vorlesung von 1707, die man als Wehrphysik bezeichnen könnte. Für den Sommer des Jubiläumsjahrs 1707 hatte Valentini mit Hinweis auf das Jubiläum ein besonderes Einladungsprogramm zu seiner Experimentalvorlesung drucken lassen. Er erklärt darin, wie viel besser Experimentalvorträge seien als die alte Art. Von Einzelheiten erwähnt er die Magdeburger Halbkugeln. Seine schon einmal gehaltene Vorlesung sei auch von Kollegen besucht worden; einige, die nicht teilnehmen konnten, hätten um Wiederholung gebeten. Zehn Jahre später kündigt er physikalische Ökonomie an, „wie sie bislang gewesen ist“. Dann will er den Nutzen der Experimentalphysik erörtern, und zwar öffentlich in Microcosmo und privat in Macrocosmo.

Später will Valentini öffentlich neuere physikalische Erkenntnisse mitteilen und durch Versuche und Überlegung prüfen. Bei experimentellen Erläuterungen und der Demonstration seiner Curiositäten wird ihm sein Sohn helfen. In einer öffentlichen Vorlesung behandelt er die Wunder der Natur und deren Ursachen. In Privatvorlesungen wird er sich nach den Wünschen der Studenten richten. Einmal wird er nicht verfehlen das Experiment zu erläutern, auf Grund dessen Archimedes die Falschheit von Münzen festgestellt hat. Es handelt sich um die bekannte Anekdote vom Goldkranz des Königs Hiero. Heureka — ich hab's gefunden — hat Archimedes gerufen, als ihm durch fortgesetztes Nachdenken beim Baden plötzlich das heute sogenannte Archimedische Prinzip aufging, und ist, ohne sich erst anzukleiden, nach Haus geeilt<sup>35)</sup>.

Valentini's letzte Vorlesung hatte einen anderen Gegenstand. Er will den Tractat von Cartesius<sup>36)</sup> De homine behandeln. Unter seinen zahlreichen, zumeist medizinischen Veröffentlichungen gibt es auch einige physikalische allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts, weshalb

er auch bei Poggendorff genannt wird. Von einer durch ihn veranlaßten physikalischen Dissertation ist weiter unten bei seinem Nachfolger die Rede. Valentini hat auch eine Geschichte der Leopoldinischen Akademie veröffentlicht, deren Mitglied er war. Unter seinen zahlreichen akademischen Reden befindet sich auch die Rede bei der Trauerfeier für den früh verstorbenen Gießener Mathematiker August Baget. Aus dem noch zu Valentinis Lebzeiten entstandenen Plan, seine gesammelten Schriften herauszugeben, ist nichts geworden.

In Johann Melchior Verdrieff wurde ein Schüler Valentinis dessen Nachfolger, der schon viele Jahre gleichzeitig mit ihm gewirkt hatte. Geboren am 26. Juni 1679 in Gießen, wo sein Vater älterer Bürgermeister und Kaufmann war, hat er in Gießen, Halle und Jena Medizin studiert, aber auch im Gegensatz zu den meisten oft schwänzenden Studenten die Humaniora, d. h. Philosophie, Mathematik und Mechanik nicht vernachlässigt, wie Valentini als Präses bei der Disputation 1698 rühmend hervorhebt. In der Mathematik hatte Verdrieff den oben schon genannten Baget zum Lehrer. Der Disputation zugrunde lag eine Dissertation *De vacuo in vacuo sive de tubo Torricelliano*. Verdrieff geht darin von physikalischen Vorführungen aus, die etwa elf Jahre vorher in Paris vor Diplomaten ein sehr geschickter Mechaniker, zur besonderen Verblüffung des siamesischen Gesandten, durchgeführt habe. Es waren dies offenbar Versuche mit der Luftpumpe. Davon und von dem Torricellischen<sup>37)</sup> Barometer handelt die Dissertation, die auch durch zwei Bilder erläutert wird. Beachtenswert erscheint, daß Verdrieff darin die scholastische Erklärung auf Grund des *horror vacui* für wenig glaubwürdig hält. Die erste These handelt von einem nach seiner Meinung wertlosen Barometer hessischer Bauern, den „*Tomaculis fumo exsiccatis*“, d. h. dünnen Bratwürsten, wie er in deutscher Übersetzung hinzufügt. Wenn diese platzen, gibt es heitres Wetter. In einer andern seiner acht Thesen bestreitet er die vier alten Elemente.

Eine Studienreise führte Verdrieff nach Berlin und Holland. In Leyden lernt er das berühmte *Theatrum physicum et mechanicum* des dortigen Professors Bolder kennen; auch mit dem anderen damals berühmten holländischen Professor der Physik und Mathematik, Senguerd<sup>38)</sup>, wird er bekannt. Zurückgekehrt nach Gießen, erwarb er die medizinische Magisterwürde und hielt mathematische und physikalische Vorlesungen. Er unterrichtete aber auch einige hessische Prinzen in Mathematik, und deren landgräflicher Vater ernannte ihn daher zunächst zum außerordentlichen, drei Jahre später zum ordentlichen

Professor der Physik; das Ordinariat wurde nach dem Tode Valentini in eine Professura Physices naturalis et experimentalis umgewandelt. Verdrieff, der 1710 zum Dr. med. promoviert worden war, erhielt auch eine medizinische Professur und wurde hessischer Leibarzt; an der Universität wurde er Inspector rerum oeconomicarum. Seit 1604 gehörte er der Leopoldinischen Akademie an. Am 25. Juli 1735 ist er während seines Rektorjahrs gestorben, der erste derartige Todesfall, der eine große Trauerfeier veranlaßte.

In seinen Vorlesungen tritt das Experiment nicht so hervor wie bei Valentini. Vielleicht hat er selbst keine Apparate besessen; die vorhandenen waren offenbar Privatbesitz von Valentini. Fast regelmäßig erbiethet sich Verdrieff, Disputationen zu leiten, falls sich ein Respondent findet. Es scheint sich freilich nur selten ein solcher gefunden zu haben; vielleicht war Verdrieff für die damaligen Studenten zu hoch. Es werden nur zwei physikalische Dissertationen genannt, bei denen er Präses war. Die eine handelt vom Thermometer, die andere De admirandis quibusdam physicis. Bei dieser war der Frankfurter Reinhard Rüstner Respondent. Die philosophischen Thesen sind, wie auf dem Titel ausdrücklich bemerkt wird, aus den Vorlesungen von Verdrieff erwachsen. Der erste Leitsatz handelt von dem schwer begreiflichen Unendlichen, den Asymptoten, dem Irrationalen und der Teilbarkeit in unendlich kleine Teile. Die zweite These behandelt die Teilung von Goldplättchen, Versuche, die der Präses auch wiederholt nachgeprüft habe. Andere Thesen handeln vom Thermometer und der größeren Wärmeaufnahme schwarzer Körper. Als wunderbare physikalische Erscheinung wird auch die vom Mediziner Verdrieff beobachtete Tatsache hervorgehoben, daß Amputierte am nicht mehr vorhandenen Fuß usw. Schmerzen fühlen.

Seinen Vorlesungen legte Verdrieff zumeist seine 1720 zum ersten Male in Gießen erschienene Physices sive in scientiam naturae introductio in usum auditorii sui zugrunde. Die Frankfurter Stadtbibliothek besitzt eine zweite vermehrte Auflage von 1728: ein Quartband von 560 Seiten mit ausführlichem Sachregister von 26 Seiten. Das Buch, das ein Bild des Verfassers nach einem in Nürnberg gefertigten Stich enthält — übrigens das einzige Bild darin —, erscheint in der That als ein Compendium, das die ganze Naturlehre der damaligen Zeit behandelt. Eindringlich betont Verdrieff die Wichtigkeit der Mathematik auch für die Physik. Bemerkenswert auch für unsere Zeit ist ein dabei von ihm angeführtes Wort des Juristen Cicero:

In mathematicis, qui non didicerit, aut taceat oportet aut ne sanus quidem iudicatur. Unter Hinweis auf eine Stelle in gedruckten Briefen von Joachim Jungius erklärt Verdrieß, daß Philosophen, die die Sprache der Mathematik, die Zahl, das Maß, das Gewicht, mit denen das Buch der Natur geschrieben ist, nicht gelernt haben, nicht behaupten können, von Physik auch nur eine Ahnung zu haben. Allerdings findet man in dem ganzen Buch keine unmittelbare in Formeln ausgedrückte Anwendung der Mathematik. Das einzige mathematische Beispiel bildet, an bestimmten Zahlen behandelt, das Sophisma des Zeno vom Achill und der Schildkröte. Verdrieß nennt aber eine große Reihe von Physikern und Mathematikern alter und neuerer Zeit, z. B. die Baseler Bernoullis. In der Astronomie tritt er für die kopernikanische Lehre ein; Kepler wird genannt. Bei seinen zahlreichen Literaturangaben fällt es auf, daß er in dem Abschnitt von den Sonnenflecken die Arbeit seines Lehrers Vaget<sup>39)</sup> nicht erwähnt. In diesem Handbuch der Physik wird aber auch die Idiosynkrasie besprochen und die Frage, woher die Liebe kommt.

Die zahlreichen medizinischen Veröffentlichungen von Verdrieß haben nach dem Urteil des Historikers der Medizin Pagel keine große Bedeutung im Gegensatz zu denen seines Lehrers Valentini.

Mit dem Nachfolger von Verdrieß wird die Reihe der Mediziner, die auch das physikalische Ordinariat bekleideten, unterbrochen. Da aber dessen Sohn und Nachfolger auch wieder Mediziner war, soll er in diesem Kapitel zu Wahrung der zeitlichen Folge mitbehandelt werden. Es ist der pfälzische Pfarrerssohn Johann Ludwig Alefeld, geb. 1695 in Grünstadt, also in Schragmüllers Geburtsort. Nach dem Besuch des Wormser Gymnasiums studierte Alefeld in Gießen. Er sollte ursprünglich Jurist werden; seine Neigungen zogen ihn aber immer mehr zum Studium in der philosophischen Fakultät, besonders der Physik und Mathematik, worüber er schon bei Verdrieß gehört hatte. Er setzte das Studium in Halle fort (vermutlich bei Christian Wolf), sodann in Leipzig bei dem dortigen Professor der Medizin und Physik Lehmann<sup>40)</sup>, „der einen auserlesenen Vorrat von Instrumenten hatte“. Alefeld erwarb in Leipzig die philosophische Magisterwürde und hielt dort Vorlesungen. Dasselbe tat er in Gießen, wo er nach seiner Rückkehr das Stipendiatenmajorat erhielt. Allerdings ist aus den Vorlesungsverzeichnissen nicht zu sehen, was er in jenen Jahren gelesen hat. Er hat sich aber offenbar als sehr tüchtig erwiesen, denn als ihm 1729 das Konrektorat des Wormser Gymnasiums angeboten wurde, ernannte

ihn der Landgraf zunächst zum außerordentlichen und bald zum ordentlichen Professor der Poesie. Als solcher hat er über Vergil und Horaz gelesen, aber auch über deutsche Dichtungen. Das physikalische Ordinariat erhielt Alfeld 1737. Zum Antritt veröffentlichte der nunmehrige Philosophiae naturalis Professor ord. „Kurze Betrachtung der Größe überhaupt wie auch der fürnehmsten Gattungen und Eigenschaften derselben. Bey dem Anfang seiner vorhabenden Lectiones über die Naturlehre an das Licht gestellt“, Gießen, gedruckt bei Johann Müller. Vielleicht ist das die erste akademische Gießener Schrift in deutscher Sprache. Man kann darin wohl eine Nachwirkung von Thomasius in Leipzig erkennen. Nach den Scholastikern, sagt Alfeld, kommt Größe nur Dingen körperlicher Ausdehnung und höchstens den Zahlen zu. Er will den Begriff aber auch erweitern, z. B. auf Härte, Schwere, Kälte usw., wobei er sich u. a. auf den berühmten Jenaer Professor Erhardt Weigel beruft. In seiner Vorlesung will er Erfahrung und Vernunft vereinen und den Nutzen physikalischer Wahrheiten zeigen. „Weil aber das zur Experimentalphilosophie Erforderliche in so kurzer Zeit nicht zusammengebracht werden kann, und er erst im Sommer die Hauptstücke erhalten wird, will er zunächst dogmatische Physik nach Verdriß vortragen und dann über Meteore, wovon jeder etwas wissen sollte.“

In seinen Vorlesungsankündigungen kehrt zumeist wieder „Naturphänomene durch Gründe und Experimente“. Einmal sagt er dafür: „durch geistiges und körperliches Auge“. Im Winter 1746/47 will er Anleitungen zu astronomischen Beobachtungen geben. Im folgenden Sommer erscheint zum erstenmal in einer Gießener Vorlesungsankündigung Elektrizität. Alfeld will die neuesten Versuche bringen und die wunderbaren elektrischen Erscheinungen auf ihre Gründe zurückführen. Somit ist er ein Vorgänger von Buff, der nach den Regesten der Festschrift von 1907 im Winter 1841/42 zuerst über die Lehre von der Elektrizität gelesen hat. Es werden mehrere von Alfeld veranlaßte physikalische Dissertationen genannt; z. B. über das Mondlicht, über ein in Gießen beobachtetes Nordlicht und über Funken, die aus Kieselsteinen entspringen. Zwei Dissertationen hat sein Sohn Georg Ludwig bei ihm verfaßt, De vi inertiae et reactione corporis und De genuina causa gravitatis corporum terrestium. Von Alfeld selbst wird noch eine Schrift genannt: „Verteidigung seines Beweises, daß Noah vor der Sintflut keinen Regenbogen gesehen.“ Sonst gibt es von Johann Ludwig Alfeld philosophische Arbeiten. Am 26. Juli 1760 ist er in Gießen gestorben.

Sein Sohn, Georg Ludwig Alefeld, geboren am 1. November 1733 in Gießen, hat dort und in Straßburg studiert. Er wurde in Gießen Professor der Medizin und, wie erwähnt, Nachfolger seines Vaters im Physikalischen Ordinariat von 1762—1766. Er ist am 20. November 1774 gestorben. Von ihm nennt Poggendorff<sup>41)</sup> eine physikalische Dissertation *In causam, cur foenum madidum ignem consipiat*, d. h. warum ein feuchter Dunghaufen zu brennen anfängt.

Im September 1766 erhielt die ordentliche Professur der *Philosophia naturalis* Friedrich August Cartheuser. Geboren am 20. Januar 1734 in Halle, wo sein Vater als Dozent in der medizinischen und philosophischen Fakultät wirkte, studierte er in Halle und dann in Frankfurt a. d. O., wohin sein Vater als Professor der Chemie berufen war. Er wurde dort zum Dr. med. promoviert und hielt auch medizinische Vorlesungen. Mit der Professur in der Gießener philosophischen Fakultät erhielt er auch ein medizinisches Ordinariat. Dazu kam 1777 ein Ordinariat in der ökonomischen Fakultät; er hatte schon bald nach Antritt seiner Gießener Professur den Titel Bergrat erhalten. Im Jahre 1779 gab er, offenbar aus Gesundheitsrücksichten, die Professur auf und lebte fortan auf seinem Gute bei Schierstein, wo er am 12. Dezember 1796 gestorben ist. Nach der einzigen erhaltenen Vorlesungsankündigung von 1768 will er öffentlich die Physik der drei Naturreiche behandeln und privatim experimentelle Experimente veranstalten. Seine Arbeiten gehören zum großen Teil der chemischen Mineralogie an; auch über Weinfälschungen hat er geschrieben. Die Arbeiten haben nach dem Urteil der Allgemeinen Deutschen Biographie Bedeutung.

Das physikalische Ordinariat scheint nun einige Jahre unbefetzt geblieben zu sein. Vielleicht galt die Tätigkeit des Ordinarius für Chemie und Mineralogie in der ökonomischen Fakultät Johann Wilhelm Baumer als Ersatz. Geboren am 10. September 1719 zu Rehweiler in der fränkischen Grafschaft Castell als Sohn eines Oberförsters hat er, wie er selbst in seiner Biographie für Strieder mitteilt, die Gymnasien in Igehoe und Schweinfurt besucht. Er studierte in Halle und Jena Philosophie und Theologie und begann als Mag. phil. in Jena mit Vorlesungen. Im Jahre 1742 übernahm er die Pfarre in Krautheim in Franken. Schwere tuberkulöse Erkrankung zwang ihn, das Pfarramt nach vier Jahren aufzugeben. Er ging nach Halle „teils um seine Gesundheit durch den Rat der dortigen berühmten Mediziner wieder herzustellen, teils, um Medizin zu erlernen und künftig sich selbst und anderen ein Arzt zu sein“. Nach der Promotion zum Dr. med.

unternahm er eine Reise nach Brandenburg und Holland, die ihn mit berühmten Medizinern und Philosophen bekannt machte. Er begann dann eine ärztliche Praxis in Erfurt und war dort an der Universität tätig. Er erhielt eine Professur für Medizin und auch ein Ordinariat für Physik. Im Jahre 1777 wurde dieser vielseitige Gelehrte nach Gießen berufen, wo er bis zu seinem Tode am 4. August 1788 gewirkt hat. Seine zahlreichen Arbeiten liegen zumeist auf dem gleichen Gebiete wie die von Cartheuser.

So schließt — ein eigentümlicher Zufall — ein ursprünglicher Theologe und späterer Mediziner die Reihe der Vertreter der Physik an der Universität Gießen ab, die von Eröffnung der Universität an 180 Jahre lang mit der einen Ausnahme des älteren Alfeld mit Theologen und Medizinern besetzt war. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt mit einem wirklichen Fachphysiker die heutige Form der physikalischen Professur in Gießen, wovon im nächsten Band dieser Nachrichten die Rede sein soll. Gehört auch keiner der bisher genannten Gießener Professoren der Physik durch seine Arbeiten in die Geschichte der Physik, wie sie heute aufgefaßt wird, so haben doch namentlich die Mediziner in Gießen den Boden für die Aufnahme der neuen Ideen sicher nach Kräften vorbereitet.

### Anmerkungen.

- 1) a) Aus der mathematischen Vergangenheit Giessens: Bd. 10, Heft 2, S. 47—73.
- b) Die Mathematik an der Universität Gießen von Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1914: Bd. 11, Heft 2, S. 54—97.
- c) Ergänzungen zur Geschichte der Mathematik an der Universität Gießen: Bd. 11, Heft 3, S. 46—50.
- d) Der Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern: Bd. 10, Heft 3, S. 52—80.
- e) Briefwechsel zwischen Johann I Bernoulli und Liebknecht: Bd. 12, S. 29—36.
- 2) E. Hoppe, Geschichte der Physik: Handbuch der Physik, hgg. von S. Geiger und Karl Scheel Bd. 1, Berlin 1926. — A. Heller beginnt in seiner „Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit“ (Stuttgart 1882) die Neuzeit mit 1543.
- 3) Von den eingegangenen Universitäten gibt es für Altdorf eine Geschichte der Physik bis 1650. Die Geschichte der Göttinger Physik hat E. Riecke in seiner Festrede zum 10jährigen Bestehen der Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik in einem raschen Überblick

ge schildert, erschienen in der zu diesem Jubiläum erschienenen großen Festschrift: Die physikalischen Institute der Universität Göttingen 1906. Dazu die ausführliche Besprechung des Verfassers im Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung Bd. 16 (1907) S. 335—338. In seiner schönen Geschichte der Universität Göttingen zur Zweihundertjahrfeier 1937 hat Böß von Selle auch von den Physikern gesprochen; ähnlich auch W. Schrader in seiner Geschichte der Universität Halle, zu deren Zweihundertjahrfeier 1894, und so ist es mit den meisten zusammenfassenden Universitätsgeschichten. Die Gießener Festschrift von 1907 enthält in ihrem Text nur die Namen der Physikprofessoren bis 1624 (S. 137) und für die Marburger Zeit 1625—1649 (S. 273). In dem ausführlichen Dozentenverzeichnis sind alle Dozenten der Physik angegeben.

<sup>4)</sup> Erschienen in der Sammlung: Beiträge zur Geschichte der Universität Jena. Astronomie, Heft 7, 1937; Philosophie, Heft 4, 1932.

<sup>5)</sup> Verlag Otto Salle, Frankfurt a. M. Dort über Gießen S. 29ff. Zur Ergänzung sei hier eine nachträglich bei Erman-Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten, Bd. 2, S. 299, gefundene, auf Gießen bezügliche Arbeit genannt: Noack, Die Vorbildung von Lehrern des physikalischen Unterrichts am pädagogischen Seminar in Gießen: Zeitschrift für den physik. u. chemischen Unterricht, Bd. 3 (1890), S. 130f.

<sup>6)</sup> Von Wittenberg, Jena und Rostock sind akademische Reden aus dem 16. Jahrhundert über die Physik und deren Bedeutung für das Studium erhalten. Vgl. Erman-Horn: Bibliographie der Deutschen Universitäten 1 (Leipzig und Berlin 1904), S. 582.

<sup>7)</sup> H. Wassersleben: Die ältesten Privilegien und Statuten der Ludoviciana. Programm Ludwig IV., gewidmet von Rektor und Senat zum 25. 8. 1881. Gießen, S. 20. — Daraus sei hier die Bestimmung über die Mathematik wiedergegeben: Mathematicus praelegit alternatim Sphaeram et Geometriam, singulis vero septimanis horas aliquot dicebit Arithmetice, operam autem dabit ut breviter praecepta proponet et annuatim, fieri possit absolvet.

<sup>8)</sup> München 1852.

<sup>9)</sup> Emil Strauß: Aus Galileis Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltssysteme. Frankfurt a. M. 1891, Schulprogramm Nr. 401.

<sup>10)</sup> Vielleicht dachte Galilei auch an den Aristoteleskommentator Simplicio.

<sup>11)</sup> Dieser witzige Einfall findet sich, wie Strauß bemerkt, auch bei Swift, Gullivers Reisen.

<sup>12)</sup> Vgl. U. Wangerins Hallische Rektoratsrede vom 12. Juni 1910: Die erste Benützung des Fernrohrs zu astronomischen Beobachtungen im Jahre 1610 und die Bedeutung des Fernrohrs für die Entwicklung der Sternkunde: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung Bd. 23 (1914), S. 391—410.

<sup>13)</sup> E. Gerland, Geschichte der Physik von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. 24, 1. Abteilung, München 1913), S. 5.

<sup>14)</sup> Goethes Werke, Sophienausgabe, II. Abt., Bd. 3, S. 113.

<sup>15)</sup> Havenreuter hat in griechischer und lateinischer Sprache einen Kommentar zur aristotelischen Physik geschrieben (Frankfurt a. M. 1604). Er war

nach Jöcher ein sehr beliebter Professor in Straßburg, was auch durch die Studentenbriefe des Frankfurter Stadtarztes, Bürgermeisters und Mathematikers Johann Hartmann Beyer (1563—1625) bestätigt wird, die sich unter vielen Papieren Beyers in der Frankfurter Stadtbibliothek befinden. Von einem Magirus gibt es einen wiederholt aufgelegten Kommentar zu den Peripatetikern, 4. Auflage, Frankfurt a. M. 1601; es wird wohl nicht der Arzt und Marburger Professor der Physik Johann Magirus († 1596) gemeint sein, den Strieder offenbar irrtümlich als Verfasser des genannten Kommentars bezeichnet. In Marburg lag die Physik von Anfang an bei den Medizinnern (vgl. den in Anmerkung 34 genannten Marburger Professoren-Katalog S. 386).

<sup>16)</sup> Zur Ergänzung sei auch hier die Bestimmung über die Mathematik aus dem Gießener Dekanatsbuch von 1625 wiedergegeben: TITULUS LVIII: DE MATHEMATICO. Mathematicus universam disciplinarum Mathematicarum periodum trienni spacio absolvat, et quidem eo ordine, qui sequitur. Primo semestri praecepta Arithmetices una cum Logistica et triangulorum doctrina doceat. Secundo libros Euclidis cum reliquis selectis et magis utilibus propositionibus demonstret. Tertio Astronomiae partem generalem et libellum sphaericum explicet. Quarto partem posteriorem de motibus Planetarum (: vulgo planetarum theorias) pertractet. Quinto Geographiam et terreni globi descriptionem, una cum globi et mapparum usu, declaret. Sexto Opticam et Catoptricam addat et compendiose demonstret. Ut disciplinae hae, a paucis hactenus expetitae, gratiores studiosis reddantur, earum usum et praxin subinde monstret, de Secretioribus nihil reticeat, verum lubenter cum suis auditoribus communicet, situm stellarum in Coelis noctu frequenter ostendat, jucundis quaestionibus Arithmetices dictata, Instrumentorum applicatione Astronomiae et Geometriae propositiones illustret, nec minus didactri exactione a privatis Collegiis, quae nunquam intermitteret, tenuioris fortunae studiosis arceat. Eclipses, si quae contingant, delineat, ad valvas templi affigat, et eas convocatis studiosis ostendat. Si Cometa forsitan, aut aliis insolita in aere vel aethere extiterint, suam de iis exponant sententiam.

<sup>17)</sup> Ein harmloser Akt, der Fink betraf, Festschrift S. 181, Anm. 505.

<sup>18)</sup> Mathematische Vergangenheit Gießens S. 49—54.

<sup>19)</sup> Ahnentafel von Goethe von Dr. Karl Rnetsch: „Ahnentafeln berühmter Deutscher“, N. F. 1932. Diesen Hinweis verdanke ich dem Direktor der Senckenbergbibliothek zu Frankfurt a. M., Herrn Dr. W. Rauschenberger. Vgl. auch dessen Schrift: Goethes Abstammung und Rassenmerkmale (Leipzig 1934). Dort auch ein Bild Steubers. Bei Robert Sommer: „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ (Leipzig 1908) werden zwei Ahnen Steuber, aber nicht der Professor der Physik erwähnt. In der Goetheschen Ahnentafel findet man übrigens auch unter Nr. 502 einen Marburger Professor der Mathematik Weigel (1516—1579), über den aber bei Jöcher und Poggendorff nichts steht. Nach dem in Anmerkung 34 erwähnten Marburger Professoren-Katalog war Weigel (Wigelius) auch Mediziner. Dieser Marburger Mathematiker Weigel ist nicht identisch mit dem berühmten im Briefwechsel zwischen Leibniz und Nißsch erwähnten Jenaer Mathematiker Weigel; auch nicht mit dem oben genannten deutschen Mystiker Weigel.

- <sup>20)</sup> Die Diff. ist in der Gießener Bibliothek nicht vorhanden.
- <sup>21)</sup> Die mathemat. Tradition geht auf den Ulmer Mathematiker Faulhaber zurück: W. Lorey, Die Gleichung der Berührenden an eine algebraische Kurve nach Descartes und Hudde. Euclides, Tijdschrift voor de Didaktiek der exakte Vakken 1938, S. 285, Anm. 1.
- <sup>22)</sup> Festschrift S. 291 ff.
- <sup>23)</sup> Mitgeteilt von Dr. Lehnert.
- <sup>24)</sup> In den Personalakten Schragmüllers befinden sich unquittierte Mesger- und Buchbinderrechnungen.
- <sup>25)</sup> In der Buchreihe der Deutschen Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle 1937. Der Marburger Wissenschaftshistoriker Dietrich Mahnte, dem ich den Hinweis auf den Briefwechsel von Leibniz mit dem Gießener Mathematiker Baget verdanke, ist im August 1939 bei einer Autofahrt tödlich verunglückt.
- <sup>26)</sup> Das Majorat sollte bis zur theologischen Doktorpromotion führen: Festschrift S. 291 und 293.
- <sup>27)</sup> Kepler hat, als er 1626/27 in Ulm den Druck von Tafeln besorgte, bei Gregor Horst gewohnt. Beide waren vorher schon in Prag zusammengekommen, wo Horst, „ein hocherfahrener Kenner der ganzen Natur“, wie ihn Kepler bezeichnet, seinem Freunde an einem eben geworfenen Ferkel eine besondere am ersten Lebenstag sich schließende Herzmündung zeigte, was Kepler in seiner Weltharmonik erwähnt. Vgl. die kürzlich erschienene prächtige deutsche Ausgabe dieses Werkes durch Max Caspar (München u. Berlin 1939), S. 274.
- <sup>28)</sup> Mathematische Vergangenheit Gießens, S. 55.
- <sup>29)</sup> Daniel Wülffer (1617—1685), nach Jöcher ein lutherischer Nürnberger Theolog und Professor der Logik und Physik in Altdorf, hat einen Kommentar zur aristotelischen Physik geschrieben.
- <sup>30)</sup> Daß Copernikus (Köpernigt) ein Deutscher war, muß immer wieder gesagt werden, zumal der amerikanische Historiker der Mathematik Archibald in einer kürzlich erschienenen Geschichte der Mathematik Copernicus als polnischen Astronomen bezeichnet: Besprechung des Archibaldschen Buches durch Egon Ulrich (Gießen) im Zentralblatt für Mathematik 1939, S. 7.
- <sup>31)</sup> Mathematische Vergangenheit Gießens, S. 56; Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern, S. 53—57.
- <sup>32)</sup> Johannes Kahler (1649—1683) ist somit auch in der mathematischen Vergangenheit Gießens zu erwähnen. In den Vorlesungsankündigungen kommt er nicht vor und im Dozentenverzeichnis der Festschrift wird er nur allgemein als Privatdozent in der phil. Fakultät bezeichnet.
- <sup>33)</sup> Deutsche Zeitschriften: Acta eruditorum und die Ephemeriden der Leopoldinischen Akademie. Englisch: Transactions of the Royal Society. Französisch: Journal des Savants. Über dänische Zeitschriften hat sich Prof. Steffensen in Kopenhagen auf meine Bitte bei der dortigen Universitätsbibliothek erkundigt und folgende Auskunft erhalten: „Im Jahre 1698 gab es keine Zeitschrift in Dänemark. Am nächsten kommen Thomas Bartholins Acta medica et philosophica hafniensia 1671—1680. Außerdem käme vielleicht in Betracht Th. Bartholins Cista medica 1662 und desselben Epistolae medicinalis historiiis

medicis aliisque ad rem medicam spectantibus plene, deren Ausgabe 1691 erschienen ist. Der Name Valentini findet sich in keinem der genannten Werke.“ Der Gießener Mathematiker Baget war damals, wie aus seinem Briefwechsel mit Leibniz hervorgeht, für den nicht ausgeführten Plan begeistert, in Frankfurt eine ähnliche wissenschaftliche Zeitschrift zu gründen.

<sup>34)</sup> Ein Assistent Boyles (1627—1691) war übrigens der Marburger Professor der Mathematik Papin (1647—1740?), dessen Dampfschiff bei der ersten Fahrt auf der Lahn 1707 die Schiffer zerstörten. Die Angabe bei Wolf, Handbuch der Mathematik, Physik, Geodäsie und Astronomie Bd. 1, S. 18 (Zürich 1870), Papin habe auch eine Professur der Physik gehabt, stimmt nicht. Auch in Marburg tritt, wie in Gießen, die Verbindung Mathematik und Physik erst Ende des 18. Jahrhunderts auf. Vgl. Franz Gundlach: *Catalogus Professorum Academiae Marburgensis 1527—1910* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XV) Marburg 1927, S. 386. In diesem Katalog findet man bei den Physikern (S. 390f.) auch Tonsaz, Haberkorn, Schragmüller und Geibel, sowie S. 367 die in der „*Mathematischen Vergangenheit Gießens*“ genannten Mathematiker Mylius und Christianis. Den Hinweis auf den Katalog verdanke ich Herrn Professor Krafft in Marburg.

<sup>35)</sup> Die neueste quellenkritische Darstellung dieser und anderer Anekdoten findet man bei E. J. Deysterhuis: *Archimedes. Eerste Deel. S. 13—15* (Historische Bibliotheek voor de exacte Wetenschappen, Deel. VI). Groningen-Batavia 1938.

<sup>36)</sup> Mit einer Diss. über Cartesius hatte der Magister Kahler einen Sturm der Entrüstung bei den Theologen hervorgerufen.

<sup>37)</sup> Evangelista Toricelli (1608—1647) ist heute allgemein durch das Barometer bekannt. Daß der Florenzer Professor der Mathematik und Philosophie auch durch bedeutende Leistungen in der Mathematik hervorragte, hat in der neuesten Zeit der italienische Historiker der Mathematik E. Bortolotti (Bologna) gezeigt. Vgl. z. B. Bortolottis Beitrag zur Furtwängler-Festschrift: „*L'Opera geometrica di Evangelista Toricelli*“. Monatshefte für Mathematik und Physik, Bd. 48 (1939) S. 457—486. Vgl. auch die eben in zweiter verbesserter Auflage erschienene Integralrechnung von A. Witting (Sammlung Götschen Bd. 88), 1940, S. 90.

<sup>38)</sup> De Bolder (1643—1709), auch Arzt; Senguerd (1610—1667); vgl. Jöcher.

<sup>39)</sup> Briefwechsel von Leibniz mit Baget, S. 59f.

<sup>40)</sup> Johann Christian Lehmann (1675—1739) war nach seinen bei Poggenдорff angeführten Arbeiten zu schließen vor allem technisch-physikalisch interessiert.

<sup>41)</sup> Die beiden Alfeseld stehen bei Poggenдорff, was zur Ergänzung der Angaben im Dozentenverzeichnis der Gießener Festschrift von 1907 bemerkt sei.

# Wehrwissenschaft an der Universität Gießen

Von Georg Lehnert.

Daß die Universität Gießen von jeher bemüht gewesen ist, ihren Besuchern alle Wissensgebiete in weitestem Umfang zugänglich zu machen — es sei nur an die ökonomische Fakultät, das Forstinstitut und die frühe Pflege der Veterinärmedizin erinnert —, ist allgemein bekannt, kaum aber, daß, und zwar gleich von ihrer Begründung an, auch die Wehrwissenschaft an ihr gepflegt worden ist. Ob diese bereits in den ersten Gießener Jahren bis zur zeitweiligen Übersiedlung nach Marburg im Jahre 1625 in Vorlesungen behandelt worden ist, wissen wir nicht, da es in dieser Zeit noch keine Vorlesungsverzeichnisse gab, daß sie aber die Professoren in den Kreis ihrer Studien einbezogen haben, verrät die bereits im Jahre nach der Erhebung zur Volluniversität erschienene Schrift des Professors der Ethik und Politik und Direktors des Pädagogiums (Gymnasiums) Konrad Dieterich<sup>1)</sup> *Discursus politicus de munitionibus et propugnaculis* vom Jahre 1608. Da diese vielfach Interesse in den Kreisen der des Lateins unkundigen Bauverständigen und Liebhaber der architektonischen Künste gefunden hatte, übersetzte sie 1620 Mag. Johann Philipp Ebel, Konrektor der lateinischen Schule zu Ulm, ein Gießener Kind, ins Deutsche und widmete sie Bürgermeistern und Rat seiner Vaterstadt. Nun lautete der Titel: „Politischer Discurs von Festungen, ob, wo, wie und welcher gestalt dieselbige zu erbawen.“ Politisch ist dabei mit gutem Grunde zugesetzt; denn, wie bei seiner theologischen Vorbildung nicht anders möglich, verzichtet Dieterich auf technisch-mathematische Einzelheiten ganz, wofür er auf die Werke von Fachleuten verweist, insbesondere auf Speckle<sup>2)</sup> und Stevin<sup>3)</sup>, die wohl seine Hauptquellen waren. Auch Figuren und Pläne sind nicht beigegeben. Aber nach Jähns<sup>4)</sup> zeigt der übersichtliche Traktat eine nicht unbedeutende Literaturkenntnis. Mit dem Schlußkapitel seiner Schrift: „Ob es rahtsam sey, daß man auch je bißweilen

Universitäten und hohe Schulen in Festungen auffrichte“ verbindet aber Dieterich noch einen anderen Zweck, nämlich den, für den Besuch der Universität zu werben. Bekanntlich hatte Gießen bei der Wahl des Ortes für die neue Hochschule in Darmstadt und Alsfeld ernste Konkurrenten. Unter den gegen Gießen sprechenden Gründen spielten seine ungesunde Lage im Sumpfsgebiet und der Umstand, daß es Festung war, keine kleine Rolle. Zur Entkräftung des zweiten Vorwurfs, der mit der Eröffnung der neuen Hochschule seine Kraft noch lange nicht verloren hatte, ist es offenbar angefügt. Da es damit zu einem Beitrag zur Geschichte unserer Ludoviciana wird, sei es mit einigen unwesentlichen Kürzungen hier eingefügt:

Als der Durchleuchtige und Hochgebohrne Fürst und Herr, Herr Ludwig, Landgraff zu Hessen, Graff zu Casenelenbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda, unser gnädiger Herr etc., erstlich diese unsere hohe Schul auffrichten wolte, fiel fürs allererste bey dem mehrertheil die Frag für, wo man dieselbige hin legen solte. Als nun etliche die Statt Gießen fürschlügen, seynd andere darwider gewesen, der Ursachen halb, diemeyl es nicht rathsam sey, Universitäten und hohe Schulen in wolbestellte Festungen zu legen.

Zu Behauptung ihrer Meynung können nachfolgende Ursachen und Gründe fürgebracht werden. Diemeyl

1) Mit nichten zu gestatten sey, daß ausländische Nationes, dergleichen dann auf Universitäten pflegen zusammen zu kommen, in Festungen ihre freye Herberg und Wohnung haben, damit sie nicht seine Heimlichkeiten außforschen und dieselbe nicht weder andern communiciren, oder aber je zuweilen selbst den derselbigen Unglück zuzufügen, sich underfiengen.

2) Daß gleich wie das Geseze und das Regiment: also auch die studia und freye Künsten unter Wehr und Waffen schweigen und darwider liegen. Dann die studia erfordern ein abgesonderten, ruhigen, stillen, sicheren Ort. . .

3) Diemeyl es zu Kriegs- und Belägerungs-Zeiten sehr gefährlich sey, in Festungen sich auffzuhalten, beyd von wegen mancherley Angriffe, Einfall und Impressen des Feinds, beyd von wegen des Außfalls derjenigen, so in der Besatzung liegen: zu welchen sich die Studenten, die ohne das zum Kriegswesen geneigt, gesellen und also unschuldig mit ihnen in Händel und Gefahr kommen können. Gestalt man dann dessen in den schwirigen Kriegswesen zu Straßburg in nähern Jahren Exempel gehabt habe.

4) Sey es ohne das nicht sicher, daß die Studenten mit den Soldaten umbgehen, als unter welchen ein alter Meyd, Haß und Groll sey, so nimmer könne gestillet werden. Dannenhero dann leichtlich Zanck, Rauffen, Balgen, ja auch Mord und Todtschläge sich eraigen können. In welchem Fall den Studenten alle Hoffnung außzureißen unnd sich zu salviren benommen seye.

5) Seyen auch solche Festungen, weil sie gemeiniglich an flachen, ebenen und mosigen Orten erbawet, nicht gesund, nicht allein von wegen der Nebel und stinckenden vergifften Dünsten, so auß den Wassergräben herauß steigen, sondern auch von wegen des Wallis, von welchem die Luft aufgehalten würde, daß sie nicht durch alle Gassen der Statt wehen und selbige reinigen könne.

6) Seyen die Studenten in den Festungen gleich als in einem Gefängnuß beschloffen, daß sie nicht ihres Gefallens, besonders zu Morgens und Abends spazieren und sich mit anderen freyen Übungen, wie billich, erlustieren können.

Und dieses kan also zu Erhärtung voriger Meynung fürbracht werden.

Aber für die, so da wollen, daß man Universiteten in Festungen auffrichten könne, stehen nachfolgende argumenta.

1) Diweil die studia an einem ganz sicheren Ort seyn wollen, darinn man sich für Einfall, Plünder, Lermen und Aufluffstand beyd zu Friedens- und Kriegszeiten nichts zu befahren.

2) Liegen die Festungen gemeinlich in einer schönen Ebenen an Aekern, Wisen, Bächen unnd fließenden Wassern: derohalben seyen sie von Natur lustig und fruchtbar, welche Lust und Fruchtbarkeit zu den studiis bequemlich; den Studenten aber in denselben zu spazieren und sich zu erlustiren, anmutig.

3) Kann man in den Festungen die Studenten besser im Zaum halten, damit sie nicht bey eiteler sünckender Nacht, weil sie sich zu besorgen, sie möchten beschloffen werden, für das Thor hinauß spaziren, weil sie sich von den Wächtern, strengen Gefaszen, die man in Festungen zu halten pfeget und daß sie nicht außweichen, unnd sich aus dem Staub machen können, abgeschreckt werden, des Nachts durch die Gassen lauffen, schreyen, Zanck und Tumult erregen, sich untereinander selbst oder auch jemandß anders herauß fordern, gefährlich verwunden oder sonsten auf andere Weiß verletzen und beschädigen.

4) So fallen in Festungen viel sonderliche denckwürdige Sachen für, so den Studenten nothwendig seynd zu wissen: insonderheit aber den

Politiciis, so selbst einmahl in Krieg sich versuchen oder obrigkeitliche Empter zu verwesen gedencken. Bevorauß, weil die Keyserliche Geseß von den Rechtsgelehrten haben wollen, daß sie die Kriegskunst studiren sollen.

5) So dienet die Festung so wol der hohen Schul als die hohe Schul der Festung zu Erweiterung und ein Ansehen zu machen. Denn durch die hohen Schulen werden die Einwohner von Tag zu Tag reicher, gehen hüpscher in Kleydern daher, werden sitt- und tugendhafft. Durch welche Gelegenheit sie nicht allein die Festung mit schönen wolerbaueten Häusern zieren, sondern auch die Belägerung desto besser ertragen, auch sich und die ihrige wider des Feinds Einfall mann- und ritterlich wehren können. Welches denn an Wittenberg zu ersehen.

6) Zudem kan im eusersten Nothfall durch trew und hertzhafften Muth der Studenten eine Festung von dem Feind geschüzet und defendiret werden. Welches denn in dem Blutbad zu Paris geschehen, da viel von den teutschen Studenten aus der Mörder und Kriegsgurgeln Hand seynd errettet worden. Und ist bekandt, wie wacker sich die Studenten zu Genov, als der Saphoyer<sup>5)</sup> es belagert, sich gehalten haben.

7) So seynd viel fürnehme Universiteten und hohe Schulen in Teutschland, so in Festungen auffgerichtet, als die zu Wien in Oesterreich, die zu Ingolstadt in Bayern, die zu Leipzig in Meissen, die zu Wittenberg in Sachsen, die zu Straßburg im Elsaß und die zu Leyden in Holland.

Weil dann zu beyden Seiten wolgültige Rationes vorgebracht worden, ist es nichts, daß man hohe Schulen aus den Festungen insgemein ganz und zumal auszrotten wölle und desto mehr, weil die Ursachen, so vom Gegentheil auf die Bahn gebracht worden, so bündig nicht sind.

Die erste ratio bindet nicht, weil man den Studenten alles Gute zutrawen soll: und solches ebenmäßig auch von andern unter einem andern Schein kan fürgenommen werden.

Nicht bindet die andere und dritte Ration, weil solche Gefahr nicht zu Friedens-, sondern nur zu Kriegszeiten zu befürchten. Zudem ist in Kriegswesen keinem Menschen recht zu trawen. Deswegen können hohe Schulen und Universiteten, so nicht in einer Festung seynd, desto eher und füglicher angegriffen und verstrewet werden. Wie wir dann solches nicht so gar lang an Helmstatt gesehen haben.

Nicht bindet die 4., dieweil sowol den Soldaten, so in den Besatzungen ligen, als auch den Studenten zu Friedenszeiten gewisse

leges und Gefaß können fürgeschrieben werden, durch welche man sie beyderseits wol im Zaum halten kan.

Nicht die 5., denn solche ratio ist nur war bißweilen, nicht ins gemein. Denn nicht alle Festungen an moßigen und sumpffigen Dertern liegen. Zudem zeucht das Wasser im Graben, so es nur ein lebendiges Wasser ist, die vergifftete Feuchtigkeit an sich, damit sie sich nicht in die Luft begeben und selbige insiciren können.

Nicht bindet die 6., denn dieselbige kann umgekehret und auff solche aus dem 3. Argument, daß man auch hohe Schulen in Festungen auffrichten könne, geantwortet werden.

Als 1619 Jakob Müller zum Professor der Mathematik berufen wurde, übernahm ein Universalgenie, wie ihn Diehl<sup>6)</sup> nicht übel nennt, dieses Fach. Neben seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer wirkte er auch als Kammerrat und Hessen-Darmstädtischer Oberbaumeister sowie als Artilleriedirektor. In dieser letzten Eigenschaft mußte er 1635 mehr in Gießen als in Marburg sein, um „die Artolery der Festung zu formieren“. Er bewährte sich dabei so, daß er wegen seiner Kenntnisse in der Fortifikation 1636 dem nach Sachsen ausrückenden Heere als Kriegsrat beigegeben wurde. Auf diesem Feldzug ist er am 11. April 1637 in Meissen gestorben. Ob er sein militärisches Wissen auch in Vorlesungen verwertet hat, läßt sich nicht mehr feststellen. In Müllers Todesjahr aber erscheint die Wehrwissenschaft zum ersten Male in den Vorlesungsverzeichnissen. Danach beabsichtigte nämlich der Professor der Ethik, Johann Siegfried Blanckenheim, Militärwissenschaft nach den Lehren des Aristoteles und der Alten mit Berücksichtigung der modernen Gepflogenheiten kurz und anschaulich vorzutragen. Ob das freilich die rechte Grundlage für die Praxis gegeben hat, darf man bezweifeln.

Aber nun geht das Fach in die Hände der Mathematiker über, bei denen es als Zweig der angewandten Mathematik über ein Jahrhundert bleibt. In einem Schreiben vom 23. Dezember 1695 an die Universität wird bei der Neuberufung eines Mathematikers von der Regierung ausdrücklich verlangt, daß dieser „in Mathesi excellire und anbey in architectonica militari et civili versiret sey“. 1650 erbiethet sich David Christiani, der neben der Mathematik mit besserer Befähigung Theologie und Eloquenz vertrat, neben seinen öffentlichen mathematischen Vorlesungen privatim je nach Wunsch und Fassungskraft der Studenten auch in die Optik, Fortifikation und Rhetorik einzuführen, was er G.G. 1651, W.G. 1651/52, W.G. 1656/57 und

S. S. 1657 wiederholt. Wie oft solche Vorlesungen wohl zustandekommen sind?

Reichlicher würden nun wohl die militärischen Fächer vertreten gewesen sein, wenn der 1655 von Hermann von Dynhausen auf dem hessischen Landtag gestellte Antrag, behufs besserer Erziehung des Adels in Marburg und Gießen Ritterakademien einzurichten, und zu deren Erhaltung Einkünfte der Stifter zu verwenden, durchgegangen und in die Tat umgesetzt worden wäre.

So blieb es aber bei den Vorlesungen des Mathematikers. Daß diese aber doch ein Bedürfnis waren, ergibt sich aus dem für das Wintersemester 1661/62 von Christianis Nachfolger, Friedrich Müller, gegebenen Versprechen, den Wünschen seiner Hörer nach astronomischen und fortifikatorischen Vorträgen treulich nachkommen zu wollen. Im Wintersemester 1664/65 plante er sogar, vom ersten Montag nach Michaelis ab, soweit es das Wetter zuläßt, geodätische und fortifikatorische Übungen im Gelände abzuhalten.

Der nächste Mathematiker in der Reihe, Friedrich Nisch, der zugleich Jurist war und schließlich ganz zur Rechtswissenschaft übergegangen ist, beabsichtigte im Sommer 1668 privatim geodätische, fortifikatorische und mechanische Vorlesungen zu halten. Im Sommer 1669 kann er melden, daß er die im vorigen Semester begonnene Privatvorlesung über Militärarchitektur zu Ende führen wird. Im Winter 1669/70 folgte dann die Zivilarchitektur. Für den Winter 1670/71 sind Privatvorträge auf den Gebieten der Astronomie und der Fortifikation vorgesehen. Im Sommer 1671 will er Militärarchitektur nach den Befestigungstheorien der Alten und der Modernen nach den Quellen öffentlich vortragen. Diese Beschäftigung mit dem Militärwesen hat ihn wohl mit veranlaßt, seinen Schüler Martin Christian Fulda eine Dissertation über das Testament des Soldaten, für das ja allerhand Sonderbestimmungen bestehen, 1675 verteidigen zu lassen.

Wir kommen zu Balthasar Menzer, der für den Sommer 1681 und 1682 neben rein mathematischen Vorlesungen Fortifikation ankündigte. Nach einer längeren Pause will er im Winter 1692/93 Persons Quotidiani Martis labores erläutern. Leider konnte ich das Werk, dessen Vortrefflichkeit er sogar in seiner Anzeige rühmt, nicht einsehen.

Menzers Nachfolger, Augustin Baget, hat in den vier Jahren 1696—1700, die es ihm vergönnt war, in Gießen zu wirken, die Wehrwissenschaft nicht behandelt, was bei seiner mehr auf das Begriffliche ausgehenden Richtung nicht verwunderlich ist.

Auf ihn folgte wieder ein Praktiker, der hessische Oberbaumeister Erich Philipp Plönnies. Dieser möchte im Sommer 1701 an der Hand von Schotts *cursus mathematicus*, der Arithmetik, Geometrie, Militärarchitektur, Mechanik und noch manches andere in sich begriff, seine Hörer, ohne daß sie sich groß anzustrengen brauchten, in die Mathematik einführen. Allzugründlich dürfte dieser Überblick nicht ausgefallen sein. Als Plönnies am 6. Februar 1705 Gießen ohne Urlaub verlassen hatte, obwohl viele Studenten der Mathematik da waren — er wandte sich wieder der Praxis zu und war später Landbaudirektor in Siegen —, blieb die Professur einige Zeit unbefetzt, bis sie 1707 Johann Georg Liebknecht erhielt, der am 17. September 1749 als Professor der Theologie und Superintendent gestorben ist.

Liebknecht verfügte über gründliche mathematische Kenntnisse, die er auch praktisch zu verwerten wußte. Stammt doch von ihm der Entwurf zur großen Ehrenpforte<sup>7)</sup> für das hundertjährige Jubiläum der Universität im Oktober 1707, zu der die Studenten 42 Taler beisteuerten. So ist es kein Wunder, daß unter dem vielen, was er in seinem Einführungsprogramm: *De Hassia mathematica, quo studiosae juventuti in academia Ludoviciana lectiones publicas et privatas proxime inchoandas intimat*, zu lehren verspricht, auch Zivil- und Militärarchitektur erscheinen. Angekündigt hat er sie in der Zeit von Winter 1707/08 bis Sommer 1734 zehnmal. In den Sommersemestern 1724 und 1732 fügt er hinzu: in Verbindung mit praktischer Geometrie und Trigonometrie, also mit Übungen im Gelände. Im Winter 1724/25 verbindet er damit Vorträge über Artillerie. Ob er 1707 in seiner Geschichte mathematischer Erfindungen, der ersten Vorlesung über Geschichte der Mathematik an der Universität, auch die Kriegswissenschaft berücksichtigt hat, ist nicht bekannt. Die von seinem Schüler Ernst Ludwig Mörster de Morscheid 1721 verteidigte Dissertation *Desideria mathematica nova-antiqua ex architectura militari generatim collecta* ist mir unzugänglich geblieben.

Im Jubiläumsjahr 1707, in dem so mancherlei geboten wurde, was sonst nicht gelesen wurde, hat sich auch einmal der Physiker Michael Bernhard Valentini in seinem Kolleg über Wehrphysik mit militärischen Dingen befaßt. Schade, daß wir vom Inhalt keine näheren Kenntnisse erhalten.

In Liebknechts Zeit taucht auch noch einmal die Anregung auf, neben Universität und Pädagog (Gymnasium) eine Ritterakademie zu errichten, in der junge Adlige vom 10. bis 12. Jahre an vier bis fünf

Jahre lang erzogen werden sollten, um dann auf die Universität oder in den Heeresdienst überzugehen. Neben besonderen Hofmeistern waren auch die Professoren als Lehrer gedacht. Diesmal ging der Vorschlag von dem Professor der Geschichte, Christoph Friedrich Uhrmann aus, der ihn in einer Denkschrift vom 26. August 1726 ausführlich begründete<sup>8</sup>).

Christian Ludwig Gersten, der 1733 neben Liebnecht zum Professor der Mathematik ernannt worden war und diese von 1737 bis 1745 allein vertrat, hat nur einmal, und zwar für das Sommersemester 1735, Militär- und Zivilarchitektur angezeigt. Seine Interessen lagen auf anderen Gebieten. So zeigt z. B. eine von ihm erbaute Rechenmaschine bemerkenswerte Fortschritte ihren Vorgängerinnen gegenüber.

Um so mehr befaßte sich sein Nachfolger, Andreas Böhm, mit militärischen Dingen. Gleich Jakob Müller war er ein Universalgenie. Im Jahre 1744 war er als Professor der Logik und Metaphysik von Marburg nach Gießen berufen worden, 1746 übernahm er dazu die Mathematik, 1757 wurde er außerdem Bibliothekar und 1768 auch noch Vergrat; als solchem fielen ihm auch praktische Aufgaben zu. Schließlich war er 1770—1773 inspector rerum oeconomicarum, also verantwortlich für das gesamte Finanzwesen und die Verwaltung der Universität. Seit 1750 war er Herausgeber und zum guten Teil auch Verfasser des in diesem Jahre begründeten Gieser Wochenblatts, das in seiner Zeit im Geiste von Addison's und Steele's Spectator im wesentlichen ethisch-moralische Abhandlungen und gelegentlich historische Notizen brachte, während ein politischer Teil ganz fehlte<sup>9</sup>). Gelesen hat Böhm, wie es scheint, über militärische Gegenstände nicht sehr oft. In den mir zugänglichen Vorlesungsverzeichnissen — allerdings sind diese gerade in der Zeit seiner Wirksamkeit nicht lückenlos erhalten — habe ich Zivil- und Militärarchitektur nur dreimal angezeigt gefunden (Winter 1751/52, Sommer 1764, Winter 1768/69) und eine andere wehrwissenschaftliche Vorlesung überhaupt nicht. Um so rühmlicher sind Böhm's Leistungen auf diesem Gebiete als Schriftsteller. Da ist zunächst ein kleines Schriftchen zu nennen: Beschreibung eines kleinen regulären sechseckigen Kriegsplatzes von einer neuen und des jetzigen gewaltsamen Angriffs mehr proportionierten Erfindung (Frankfurt und Leipzig 1764). Darüber lautet das Urteil von Jähns<sup>10</sup>): „Die ganze Anlage ist überaus bemerkenswert, weil sie durchaus modern, zukunfts-voll und eigenartig gedacht ist.“ Es folgte 1776 die Gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunst, von der leider nur der erste Teil: „Von Fe-

stungen oder beständigen Haupt-Kriegsgebäuden“ erschienen ist<sup>11</sup>). Wir erhalten darin neben einer ausführlichen Darstellung der Baubanschen<sup>12</sup>) Art, Festungen anzulegen, im 9. Kapitel eine Berechnung sowohl der Linien und Winkel als der Kosten einer Festung. Vom wirklichen Bau und dem Risse, S. 367—490, eine Berechnung der Kosten bis ins kleinste, so genau und eingehend, wie in der damaligen Zeit kaum wieder. Daß übrigens Böhms bei aller Verehrung Vauban doch nicht kritiklos gegenüberstand, zeigt ein Aufsatz in seinem Magazin Bd. 9, S. 109 „Anvorgreifliche Gedanken über die dem Marschall v. Vauban zugeschriebene, von dem Marschall de Camp von Cormontaigne aufgebraachte Methode, die Momente befestigter Fronten zu berechnen“. Von diesem „Magazin für Ingenieure und Artilleristen“ sind in den Jahren 1777 bis 1795 zwölf Bände erschienen. Den letzten gab nach Böhms Tod der Marburger Professor der Mathematik, Johann Karl Friedrich Hauf, heraus. Sein Hauptzweck sollte sein, selten gewordene kleine Schriften von Wert ganz, größere, neuere in Auszügen allgemein zugänglich zu machen. Originalbeiträge waren aber nicht ausgeschlossen. Die sich nötig machenden Übersetzungen und Auszüge hat fast alle Böhms selbst geliefert. Nach Jähns<sup>12</sup>) ist die Zeitschrift dieser Aufgabe in glänzender Weise nachgekommen, was dadurch bestätigt wird, daß dieser eine große Anzahl der im „Magazin“ veröffentlichten Aufsätze in seiner Darstellung mehr oder weniger eingehend bespricht. Zur Ausarbeitung einer geplanten Geschichte der Kriegsbaukunst ist Böhms leider nicht mehr gekommen<sup>13</sup>).

Während des Bestehens einer fünften Fakultät an der Universität, der ökonomischen<sup>14</sup>), in den Jahren 1777—1785 gehörte Böhms neben der philosophischen auch dieser an. Nun ist es eigentlich sonderbar, daß gerade in dieser, deren Bestimmung es war, den Beamten für alle Zweige ihrer Tätigkeit die bestmögliche Vorbildung zu geben, damit sie ihre Aufgaben zum Besten des Staates vollkommen erfüllen können, das Militärwesen keine Berücksichtigung erfahren hat. Vom Bauwesen wird ganz ausdrücklich nur die Zivilarchitektur unter die Lehrfächer aufgenommen. Und dabei hatte sie doch Landgraf Ludwig IX., der doch fast nur seinem Militär lebte, ins Leben gerufen!

Daß Böhms in seiner letzten Zeit militärische Dinge nicht allzuoft in den Vorlesungen behandelt hat, geht auch daraus hervor, daß Georg Friedrich Werner den Landgrafen Ludwig X. sehr bald nach dessen Regierungsantritt im Jahre 1790 um Anstellung als Professor für Kriegswissenschaft an der Universität bitten konnte, „da ein solcher

absolut nicht vorhanden und der Unterricht um so besser sei, je mehr gelehrt würde<sup>15)</sup>). Gegen dieses Ansuchen hatte die Universität allerlei Bedenken. Allerhöchstens könne Werner als außerordentlicher Professor zugelassen werden. Trotzdem erfolgte Werners Anstellung als Ordinarius, allerdings ohne Gehalt, am 18. Juli 1790, also nur wenige Tage nach Böhm's am 6. Juli 1790 eingetretenen Tode. Der neue Professor<sup>16)</sup> war am 16. September 1754 in Darmstadt geboren, stieg vom Bombardier zum Oberfeuerwerker auf, war 1776 Kartograph in Berlin und wurde am 21. Februar 1778 probeweise mit einem Lehrauftrag für praktische Geometrie bei der ökonomischen Fakultät be-  
traut<sup>17)</sup> unter Beförderung zum Ingenieurleutnant. Bald aber wurde er Chausseebaumeister und mit der Aufsicht über das Steuerwesen in Gießen und Großen-Linden beauftragt. Zum Ingenieurhauptmann und Chausseebaudirektor wurde er neben seiner Professur 1790 befördert, 1795 rückte er zum Ingenieurmajor auf und starb am 23. April 1798 in Gießen. Bald zeigte sich, daß die Universität mit ihrem ablehnenden Standpunkt Recht behalten sollte, denn Werner beschäftigte sich vor allem mit physikalischen (Theorie des Äthers im Gegensatz zu der von Newton angenommenen Lichtmaterie) und metaphysischen Untersuchungen. Militärische Vorlesungen hielt er nicht regelmäßig. Feldbefestigungskunst und Taktik kündigte er einigemal an, erklärte sich auch bereit, über andere Teile seines Fachs zu lesen, ohne sie aber zu nennen. Militärische Werke hat er nicht verfaßt.

Erst nach fünf Jahren erhielt er in Gerhard Josef Cämmerer einen Nachfolger<sup>18)</sup>. Gleich ihm war auch dieser aus der militärischen Praxis hervorgegangen. Zu Mainz am 26. März 1763 geboren, wurde er 1781 kurmainzischer Kadett, studierte 1784 bis 1785 Mathematik, Physik, Naturrecht und Geschichte in Mainz, wurde 1786 Artillerieoffizier und besuchte als solcher militärwissenschaftliche Vorträge in Straßburg, Metz und Paris. Im Feldzug von 1793 geriet er in französische Gefangenschaft. Nach Beendigung des Kriegs trat er in Hessen-Darmstädtische Dienste und wurde am 1. Dezember 1802 zum ordentlichen Professor der Militärwissenschaften berufen. Da auch diesmal die philosophische Fakultät Schwierigkeiten zu machen versuchte, wurde das Dekret am 25. März 1803 wiederholt. Am 19. Juli 1805 rückte Cämmerer zum Major auf, am 29. September 1808 verlieh ihm die philosophische Fakultät, die inzwischen den neu ernannten Kollegen schätzen gelernt hatte, ihren Doktorgrad ehrenhalber. Am 6. Oktober 1808 wurde ihm (zur Entlastung von Georg Gottlieb Schmidt<sup>19)</sup>) eine

zweite Professur für Mathematik übertragen. Am 2. Dezember 1813 ist er gestorben. Neben seinen mathematischen Vorlesungen (er hielt solche auch schon, ehe er Professor der Mathematik wurde) las er Enzyklopädie der Militärwissenschaft, Taktik, Artillerie und Kriegsbaukunst, einmal auch im besonderen über Absteckung der Lager, und hielt Vorträge und Übungen über Plan- und Kartenzeichnen. Zur Abfassung eigener militärwissenschaftlicher Werke ist auch er nicht gekommen. Bemerkte sei noch, daß die seinen Vorträgen zugrundegelegten Lehrbücher von Karl August Struensee<sup>20</sup>) kein Geringerer als Scharnhorst den Offizieren als besonders des Studiums wert empfohlen hat<sup>21</sup>).

Um die Jahrhundertwende hat die Universität auch noch einmal in anderer Weise für militärische Bedürfnisse gesorgt. Im September 1799 nämlich erhielten der Mathematiker Schmidt und der Nationalökonom Crome Weisung, den Offizieren Vorträge über Mathematik, Statistik und Geschichte zu halten<sup>22</sup>). Doch als infolge der kriegerischen Verwicklungen das Militär nach einigen Jahren aus Gießen ausrückte, fanden die Vorträge in dieser Form bald wieder ein Ende. In anderer Weise erhielten sie dadurch eine Art Fortsetzung, daß unter Cämmerers Leitung Kurse für Offiziersanwärter und Unteroffiziere des Standorts, die sich für höhere Stellungen vorbereiten wollten, abgehalten wurden. Diese Kurse entwickelten sich zu einer Art Anstalt, an der für nicht eigentlich militärische Fächer wie Deutsch, Geschichte und Geographie auch andere Lehrer außer Cämmerer unterrichteten<sup>23</sup>).

Cämmerer war der letzte Vertreter der Wehrwissenschaft an der Ludoviciana. Für die Aus- und Weiterbildung der Offiziere wurde im jungen Großherzogtum in anderer Weise gesorgt, und im übrigen fehlten für solche Studien bei der Vertiefung und Verfeinerung der Forschung in allen Wissensgebieten Zeit und Neigung. Anders wurde das erst wieder nach dem Weltkrieg. Infolge der eigenen Erlebnisse im Felde und noch mehr wegen des unglücklichen Ausgangs befaßten sich Dozenten und Studenten wieder reger mit militärischen Fragen. Das führte schließlich dazu, daß der Allgemeine Studentenausschuß am 30. November 1931 einem Antrag der Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft entsprechend die hessische Regierung um Errichtung eines Lehrstuhls für Wehrwissenschaft bat. Daraufhin kam es am 24. Februar 1932 nach eingehenden Verhandlungen, für die Professor Rudolf Herzog das Referat und Professor Leopold Cordier das Korreferat übernommen hatten, zu dem Beschluß des Senates, zunächst eine Arbeitsgemeinschaft von Dozenten und anderen geeigneten Persönlich-

keiten zu Abhaltung wehrwissenschaftlicher Vorträge und Übungen zu bilden. Deren Bemühungen war es zu danken, daß am 13. Mai 1932 der Rektor, Prof. Vanselow, gemeinsam mit der Studentenschaft zu einer am 25. Mai beginnenden Vortragsfolge in der Neuen Aula einladen konnte. In dieser sprachen Prof. Hans Smelin über friedliche Kriegsmittel in Politik und Völkerrecht, Prof. Paul Mombert über friedliche Kriegsmittel in der europäischen Wirtschaftspolitik, Major Dr. von Wegerer über die Kriegsschuldfrage seit 1918, Prof. Schumann über ethische Probleme des Krieges in der heutigen Lage, endlich General von Schickfuß über die militärische Lage Deutschlands.

Dieser aber in das eigentliche Militärische führte dann das Wintersemester 1935/36 ein. Dem damaligen Rektor Prof. Gerhart Pfahler war es zu verdanken, daß unter Leitung des Standortältesten, General Lüdtké, durch praktische Vorführungen erläuterte Vorträge von Offizieren des Standorts abgehalten wurden, deren Besuch, für die ersten bis vierten Semester durch besondere Kontrollkarten überwachte Pflicht war. Deren Plan gibt das Vorlesungsverzeichnis so wieder:

6. November 1935, 15—16.30, Theoretischer Vortrag: Das Gefecht unter bes. Berücksichtigung des Infanteriegefechts. Das Wesen des Angriffs und der Abwehr; gezeigt an Beispielen am Sandkasten.

3. November 1935, 14—16, Praktische Vorführung: a) Gruppe, b) Schützenzug, c) Schützenkompanie, Gliederung und Formen.

27. November 1935, 15—16.30: Marsch und Marschsicherung, erläutert an Tafeln.

4. Dezember 1935, 14—16, Praktische Vorführung: a) f. MG., b) f. MG.-Zug, c) MG.-Kompanie, Gliederung und Formen.

11. Dezember 1935, 15—16.30, Vortrag: Rast, Unterkunft, Sicherung in der Ruhe an Hand von Tafeln.

8. Januar 1936, 14—16, Praktische Vorführung: a) I. MW., b) I. MW.-Zug, c) MW.-Kompanie, Gliederung und Formen.

15. Januar 1936, 15—16.30: Filmvortrag, Nachrichtendienst.

22. Januar 1936, 14—16 Uhr, Praktische Vorführung: a) Infanterie-Nachrichtenzug, b) Gliederung und Verwendung.

29. Januar 1936, 15—16.30, Filmvortrag: Das hinhaltende Gefecht.

5. Februar 1936, 14—16, Praktische Vorführung: Inf.-Panzer-Abwehr-Komp. (mot.): a) Geschütz, b) Zug, c) Kompanie.

12. Februar 1936, 15—16.30, Vortrag: Das Zusammenwirken der Waffen.

19. Februar 1936, 14—15.30: Vorführung eines Angriffsgefechts einer Schützenkompanie, unterstützt durch schwere Waffen.

Damit ist aber der Gedanke, der Wehrwissenschaft an unserer Universität eine Pflegestätte zu gewähren, keineswegs zur Ruhe gekommen. Weitgehende Pläne, wie alle Fakultäten dabei mitwirken sollten, standen bei Beginn des Kriegs zur Erwägung. Und wenn sie auch zur Zeit der Verwirklichung nicht entgegengeführt werden können: ihre Verpflichtungen auf diesem so wichtigen Gebiet verkennt die Universität nicht. Das zeigt schon ihre Absicht, im Winter 1940 außerhalb des regelmäßigen Vorlesungsbetriebs wehrwissenschaftliche Vorträge für Angehörige der Wehrmacht und der Partei zu halten.

### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Über die Lebensumstände der einzelnen Professoren sei verwiesen auf Friedrich Wilhelm Strieder, Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Kassel, 1783 ff.; auf das Dozentenverzeichnis in der Jubiläumsschrift von 1907: Die Universität Gießen von 1607—1907, Bd. 1, S. 415 ff.; und für die Mathematiker auf Wilhelm Lorey: Aus der mathematischen Vergangenheit Giessens, Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft, Bd. 10, Heft 2 (1935), S. 47 ff.

<sup>2)</sup> Daniel Speckle, Architectura von Festungen, wie die zu unseren Zeiten mögen erbawen werden an Stätten, Schloßern und Claussen zu Wasser, Land, Berg und Thal mit ihren Bollwerken. Straßburg 1585.

<sup>3)</sup> Simon Stevin, Sterecten-Bouwing, Leyden 1594.

<sup>4)</sup> Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, Bd. 2 (München und Leipzig 1890), S. 1131.

<sup>5)</sup> Savoyer.

<sup>6)</sup> Wilhelm Diehl, Der Kanzleibau Georgs II. am Darmstädter Residenzschloß, ein Werk des Professors der Medizin und Mathematik, auch Artilleriedirektors Jakob Müller: Hessische Chronik, Bd. 7 (Friedberg 1918), S. 129.

<sup>7)</sup> Ein Bild von ihr Ludoviciana, Festszeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen (Gießen 1907), S. 28.

<sup>8)</sup> Ohnmaßgeblicher Vorschlag, wie in der Hessen-Darmstädtischen Stadt Gießen benebenst der daselbst befindlichen Fürstlichen Universität und Paedagogio ein Paedagogium equestre und Ritter-Academie zum Besten des ganzen Landes anzulegen und zu erhalten sey, zu weiterer Überlegung entworfenen.

<sup>9)</sup> Karl Ebel, Der Giessener Anzeiger, die älteste Zeitung Giessens (S.-A. aus Nr. 4—7 des Giessener Anzeigers von 1900) und Giessener Anzeiger vom 15. April 1903.

- <sup>10)</sup> Jähns Bd. 3, S. 2768.
- <sup>11)</sup> Jähns Bd. 2, S. 1446; Bd. 3, S. 2776.
- <sup>12)</sup> Über diesen überragenden Meister der Belagerungs- und Festungsbaukunst s. Jähns Bd. 2, S. 1403.
- <sup>13)</sup> Jähns Bd. 3, S. 1815.
- <sup>14)</sup> Über diese vgl. Wilhelm Stieda, Die Nationalökonomie als Universitätswissenschaft: Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse Bd. 25 (1907), 2. Abhandlung, S. 152 ff.
- <sup>15)</sup> Bernhard Poten, Geschichte des Militär-, Erziehungs- und Unterrichtswesens in den Landen deutscher Zunge, Bd. 2 (Berlin 1891), S. 225.
- <sup>16)</sup> Neben Strieder Bd. 17, S. 1 vgl. Knoblauch von Hasbach, Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 42 (Leipzig 1897), S. 49. Dozentenverzeichnis: Die Universität Gießen 1607—1907, Bd. 1, S. 465.
- <sup>17)</sup> Daß Werner bereits 1778 zum Professor der Meßkunst und Fortification ernannt worden sei, ist ein Irrtum Knoblauchs. Ebenso wenig stimmt, daß er (wie Poten S. 225 sagt) nie Soldat gewesen sei.
- <sup>18)</sup> Strieder Bd. 18, S. 85. Die Universität Gießen von 1607—1907, Bd. 1, S. 421.
- <sup>19)</sup> 1790—1837 Professor der Mathematik und Physik: Walter König, Hessische Biographien Bd. 3 (Darmstadt 1934), S. 33.
- <sup>20)</sup> Bruder des bekannten dänischen Ministers, 1735—1804, Lehrer der Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz, zuletzt Staatsminister und Chef des Zolldepartements in Berlin: Jähns Bd. 3, S. 2354, 2373.
- <sup>21)</sup> Jähns Bd. 3, S. 1785 f.
- <sup>22)</sup> Crome irrt, wenn er in seiner Selbstbiographie (Stuttgart 1833) S. 315 die Zeit um 1802 angibt. Das richtige Jahr ergibt der Eintrag ins philosophische Dekanatsbuch.
- <sup>23)</sup> Ausführlich darüber Poten S. 227—267.

# Martin Schäffer,

ein hessischer Jurist (1803—1861)

(Hierzu das Titelbild)

Von Georg Buß †, Berlin

Martin Schäffer wurde am 9. April 1803 in Gießen geboren. Die Familie Schäffer stammt aus Lich, wo sie bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückzuverfolgen ist. Der Großvater von Martin Schäffer, Johann Friedrich Schäffer, gelangte als Pfarrer nach Süddeutschland, nach Pommersfelden in Ansbach. In der Familie seiner Frau finden sich auch die einzigen gelehrten Juristen unter den Vorfahren von Martin Schäffer. Sein Vater Philipp Johann Schäffer, in Pommersfelden 1749 geboren, wählte, während ältere Brüder Theologie studierten, wohl unter dem Druck der Not der Zeit den Soldatenberuf und trat als Kompaniefeldscher beim hessischen Leibregiment ein. Als Kriegschirurg machte er in den Revolutionskriegen die Feldzüge am Rhein mit und wurde nach 16jähriger aktiver Dienstzeit 1795 verabschiedet. Als Zivilversorgung erhielt er die Stelle des Zollbereuters (Bearbeiters der Verzollungspapiere) in Gießen und ließ sich zugleich dort als Stadtchirurg nieder. 1801 verheiratete er sich in dritter Ehe mit Katharine Elisabeth Stroh, dem letzten Sproß einer alten Förstersfamilie aus dem Vogelsberg, die ihre Frauen immer aus tüchtigem Bauerngeschlecht gewählt hatte. Unter den bäuerlichen Ahnen befanden sich zahlreiche Schultheißer und Schöffen, also Männer, die mit gesundem Menschenverstand Vertrautheit mit den ländlichen Rechtsgewohnheiten und Geschick, sie nach Billigkeit zu handhaben, zu verbinden pflegen. Martin Schäffer war das einzige Kind dieser Ehe. Er besuchte Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon früh (1814) verlor er seine Mutter. 1820 bezog er die Landesuniversität, um, der Sitte der Zeit folgend, bis zum Abschluß seiner Studien dort zu bleiben. Unter Arens, Löhr, Stickel, Marezzoll und Lindeloff widmete er sich dem Rechtsstudium. Noch vor dessen Beendigung starb ihm der Vater, und er mußte, erst neun-

zehnjährig, auf eigenen Füßen stehen. Nach Vollendung seiner Vorbereitungszeit als Hofgerichtszekretariatsaccessist und mehrmaliger Verwendung in kürzeren Geschäftsaufträgen wurde er 1828 zum Assessor mit Stimmrecht bei dem Landgericht Alsfeld ernannt. Dort verheiratete er sich 1831 mit der 17jährigen Mariane Berck, Tochter eines wohlhabenden Leinwandfabrikanten. Der Aufstieg der Familie Berck in das städtische Gewerbe lag noch nicht weit zurück, und man stößt auch hier bald auf kräftige bäuerliche Wurzeln aus der Schwalm. Das Jahr 1835 brachte Schäffer die Beförderung zum Hofgerichtsrat in Gießen. Dort entfaltete er neben der Erfüllung seiner richterlichen Aufgaben eine umfangreiche Tätigkeit als juristischer Schriftsteller. Sein richterliches Wirken wird als besonders ersprießlich und verdienstvoll anerkannt. Am 3. Dezember 1855 verlieh ihm die juristische Fakultät der Landesuniversität unter Rudolph Ihering als Promotor die Ehrendoktorwürde mit folgender Begründung: „*eximia iuris scientia inter primos conspicuo de rebus forensibus tam iure dicundo quam scribendo insigniter merito*“. Wir dürfen ihn zu dem Kreis von Praktikern rechnen, denen Ihering dankbare Anerkennung zollt für die befruchtende Unterstützung beim Sammeln seiner berühmten, in Erstauflage 1847 erschienenen „Zivilrechtsfälle ohne Entscheidungen“, einem auf lange Zeit unübertroffenen Hilfsmittel zur Schulung junger und alter Juristen. Seine erfolgreiche Tätigkeit am Hofgericht, aber auch seine literarische Wirksamkeit trug ihm im August 1860 die Beförderung zum Oberappellationsgerichtsrat in Darmstadt ein. Leider hatte ihm schon 1858 der Tod die geliebte Gattin geraubt. Er mußte die Übersiedlung nach Darmstadt allein durchführen und verfiel dort einer schweren Krankheit, von der ihn am 27. Juli 1861 der Tod erlöste. Es überlebten ihn drei Töchter, deren Erziehung und Ausbildung er sich mit großer Sorgfalt gewidmet hatte. Die Teilnahme an Schäffers Heimgang war allgemein. Unter dem frischen Eindruck seines Todes schrieb Eisenhart in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 29. Juli 1861 ehrende Worte, und das Archiv für praktische Rechtswissenschaft, dessen Mitbegründer und Mitherausgeber Schäffer gewesen war, gab eine sympathische Schilderung seines Lebensgangs und seiner hohen menschlichen und juristischen Vorzüge, die in dem ihm in der Allgemeinen Deutschen Biographie 13 (1890) gewidmeten Artikel nachklingt. Auf dem Friedhof in Gießen hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Aus den 1840er Jahren ist von Schäffer ein Pastellporträt eines tüchtigen Malers erhalten, bei dem nach dem Zeugnis der Mitlebenden die

Ähnlichkeit sehr gut getroffen war. Es fällt auf durch den besonders klaren Blick der hellblauen Augen, durch Offenheit und Wohlwollen, die aus der Miene sprechen und durch jugendlich blühende Frische, vermutlich ein Erbteil der Wild- und Waldheger. Wenn ihm die lautere Wahrhaftigkeit seines Wesens im privaten und dienstlichen Verkehr als leuchtende Tugend nachgerühmt wird, so steht der Eindruck seiner Züge mit diesem Urteil durchaus im Einklang.

Als juristischer Schriftsteller trat Martin Schäffer verhältnismäßig spät und erst dann hervor, als er durch eine reichhaltige Erfahrung einen festen praktischen Boden gefunden hatte. Es lag ihm weniger, von der Betrachtung allgemeiner Rechtsätze ausgehend, diese in ihren einzelnen Richtungen und Anwendungen durch — meist erdachte — Fälle zu verkörpern, als vielmehr von der Beurteilung des einzelnen gegebenen Falles zur allgemeinen Betrachtung emporzusteigen. Aus seiner Berufserfahrung, den mannigfachen richterlichen Geschäften, wie sie die Provinz Oberhessen am Hofgericht anfallen ließ, erwuchs ihm ein umfangreicher Stoff zu juristischen Abhandlungen. Er veröffentlichte sie zunächst in Lindes Zeitschrift, in deren 5. Band sein erster Aufsatz steht, ging aber nach einigen Jahren zu dem 1852 neugegründeten Archiv für praktische Rechtswissenschaft über, das, seinem Namen getreu, vorzugsweise der Kunst der juristischen Diagnose dienen wollte, und betätigte sich dort bis zu seinem Lebensende aufs eifrigste als Mitarbeiter und Herausgeber. Das Bedürfnis für eine juristische Zeitschrift dieser Richtung rechtfertigt er mit folgenden Sätzen, die ihn selbst in seiner juristischen Anschauung kennzeichnen: „Der durchgebildete praktische Jurist gelangt in seinen theoretischen Studien bald an eine Grenze, jenseits welcher er nur noch Schätze heben kann, aus welchen sich keine auf der lebendigen Seite des juristischen Lebens kursierende Münze mehr schlagen läßt; während er in seinem Streben nach immer höherer Befähigung in der Kunst der sicheren Auffassung der juristischen Kennzeichen und Merkmale tatsächlicher Verhältnisse und ihm vorgelegter Fälle, in der Kunst, das von ihm durchdrungene Rechtssystem mit Behendigkeit und Dexterität in das Leben hinüberzutragen, immer größere Mängel und Unvollkommenheit, je länger er sich in der Praxis bewegt, entdecken und immer größeres Bedürfnis nach einer Literatur und deren Studium empfinden wird, welche, wie ein Kaleidoskop, immer wechselnde Formen von Begebnissen aus dem juristischen Leben mit den mannigfaltigsten Nuancen der tatsächlichen Gestaltung ihm vorführt und ihm

zeigt, wie diese Fälle von geübten Kollegen juristisch aufgefaßt und beurteilt wurden.“

Anderer seiner Aufsätze erschienen im Archiv für die zivilistische Praxis und im Gerichtssaal. Alle Arbeiten Schäffers, besonders die zahlreichen, die er Jahr für Jahr im Archiv für praktische Rechtswissenschaft vorlegte, behandeln, ohne daß eine besondere Vorliebe für ein bestimmtes Gebiet erkennbar wäre, Fragen des Zivilrechts, des Strafrechts und des Prozesses. Sie sind klar und verständlich geschrieben, das Juristendeutsch hält sich in erträglichen Grenzen. Der Verfasser folgt der üblichen Erläuterungsweise der gemeinrechtlichen Juristen, läßt es aber am gegebenen Ort nicht daran fehlen, die Auswirkungen des gewonnenen Ergebnisses auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet zu verfolgen.

Während in Hessen das umfangreiche Strafverfahren wegen Hochverrats, das der demokratischen Mit- und Nachwelt bald nur noch als die Tragödie des Pfarrers Dr. Weidig in der Erinnerung blieb, in den Jahren 1833—39 schwebte, beschäftigte sich die namentlich in Oberhessen stürmisch erregte öffentliche Meinung auch vielfach mit Martin Schäffer als Richter und Schriftsteller. Jenes Strafverfahren gliederte sich in zwei Abschnitte. Im ersten Abschnitt handelte es sich um das revolutionäre Treiben von 1832 bis zum Sturm auf die Frankfurter Hauptwache und Konstablerwache am 3. April 1833, einem Putsch, der als Opfer 9 Tote und 24 Verwundete forderte. Da die unmittelbar beteiligten hessischen Landeskinder ins Ausland geflohen waren, ließ man gegen die übrigen Belasteten, in der Hauptsache Studenten und junge Handwerker, Milde walten und hob die Untersuchungshaft auf. Der zweite Abschnitt umfaßte das revolutionäre Treiben nach dem Frankfurter Unternehmen. Die Verschwörung hatte nämlich ihren Fortgang genommen und zielte jetzt darauf ab, das Volk, namentlich die unzufriedene bäuerliche Bevölkerung, durch Flugschriften aufzuwiegeln. Sie führten eine sehr kräftige Sprache: „Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unserer einheimischen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volks. Über ein Kleines, und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volk gewählten Obrigkeit wieder auferstehn.“ Einen Studenten, der die Flugblätter einführen sollte, nahm man in Gießen am Selterstor fest. Die Untersuchung wurde nunmehr mit Nachdruck fortgesetzt. In diesem zweiten Abschnitt war Martin Schäffer zum Referenten des

Hofgerichts bestellt. Das Verfahren, das sich gegen 86 Personen richtete, spielte sich noch in dem Inquisitionsprozeß des gemeinen Rechtsgebiets, also völlig schriftlich ab. Nachdem der Inquirent das Ergebnis der Ermittlungen in Protokollen niedergelegt hatte, hatten Referent und Korreferent auf Grund der Akten ihre schriftlichen Voten auszuarbeiten und dem Plenum vorzulegen; es kam dann zur Abstimmung und zur Verkündung des Urteils. Eine große Zahl der Belasteten war geflohen, einige auch verstorben, unter diesen Pfarrer Weidig, der, angeblich durch Mißhandlungen des Inquirenten dazu getrieben, Hand an sich gelegt hatte. Das Urteil vom 5. November (2. Dezember) 1838 erkannte noch gegen 30 Beschuldigte, von denen 16 zu Zuchthausstrafen — es war zu Meineiden gekommen — in der Dauer von 8 bis 10 Jahren verurteilt wurden. Bereits am 7. Januar 1839 wurden alle Verurteilten wegen des noch nicht verbüßten Teils der Strafe begnadigt, weil sie der Verführung unterlegen seien und offen gestanden hätten. Im März 1839 erschien dann die „Aktenmäßige Darstellung der im Großherzogtum Hessen in den Jahren 1832—1835 stattgehabten hochverrätherischen Unternehmungen“. Sie erfolgte auf Beschluß der Ministerien des Innern und der Justiz. Ihr Verfasser war Martin Schäffer. Der Ministerialbeschluß erging mit Rücksicht auf Gegenstand und Umfang des Prozesses und wollte durch die Veröffentlichung dem Versuch entgegentreten, die Beschuldigten als Märtyrer eines finsternen Verfolgungsgeistes und die Verschwörung als Spielwerk einzelner junger Leute hinzustellen, das unter keinen Umständen schwerere Folgen hätte haben können.

Die im Staatsarchiv zu Darmstadt verwahrten Prozeßakten sind abhanden gekommen. Es läßt sich also nicht mehr zuverlässig feststellen, welche Vorschläge Martin Schäffer während des Verfahrens, besonders auf Beschwerden der Beschuldigten gegen den Inquirenten, für den das Hofgericht Beschwerdeinstanz war, dem Plenum gemacht hatte, inwieweit sich das Urteil mit seinem Votum deckte und wie sich die veröffentlichte Darstellung zu dem in den Akten niedergelegten Untersuchungsergebnis verhält.

Die von der versöhnlichen Geste der Staatsregierung erwartete Beruhigung der öffentlichen Meinung trat nicht ein. Zeitungsartikel, anonyme Schriften und Flugblätter erhoben Vorwürfe, die sich auch gegen Schäffers Darstellung richteten, in der insbesondere Weidig in zu ungünstigem Lichte erscheine. Er griff deshalb 1844 nochmals zur Feder in den „Nachträglichen Mitteilungen über die politischen Unter-

fuchungen im Großherzogtum Hessen, insbesondere diejenige gegen Pfarrer Dr. Weidig". Er betont, daß er die aktenmäßige Darstellung durchaus freiwillig auf Wunsch der Staatsregierung, als der mit dem Gegenstand am besten vertraut gewesene Referent, übernommen habe. Seiner richterlichen Stellung und Unabhängigkeit sei er dadurch in keiner Weise zu nahe getreten. Die Darstellung habe keine ins einzelne gehende Schilderung der verbrecherischen Unternehmungen jener Zeit enthalten oder über die Schuld jedes Einzelnen sich verbreiten, sondern nur eine durch die Akten belegte Skizze der staatsfeindlichen Bestrebungen nach Entstehung, Fortgang und Ende geben sollen, die weder im Interesse von Gericht oder Staatsregierung noch als Anklage gegen Weidig geschrieben sei. Man habe ganz mit Recht ihre Mäßigung, Unbefangenheit und Wahrheitsliebe gerühmt und ihr nachgesagt, daß sie den Stempel innerer Glaubwürdigkeit an sich trage. Insbesondere sei eine Bestreitung oder Berichtigung irgend einer in der Darstellung enthaltenen Angabe, trotz gebotener Gelegenheit von keiner Seite her erfolgt. Dabei verblieb es auch in der Zukunft, und das ist entscheidend.

Die Annahme liegt gewiß nahe, daß die Staatsregierung auf die redaktionelle Fassung der Darstellung Einfluß genommen hat, aber dabei wird es sich um nebensächliche Punkte gehandelt haben, deren Erörterung oder Übergehung reine Zweckmäßigkeitsfrage sein durfte, mochte auch der Parteigänger anders hierüber denken. Jedenfalls scheint es nach der Lage der Sache ausgeschlossen, daß Wesentliches unterdrückt worden ist. Mit Recht weist Schäffer — und Erfahrungen späterer Zeit haben die Richtigkeit der Bemerkung bestätigt — auch darauf hin, daß die Untersuchung von politischen Verbrechen ihre besonderen Schwierigkeiten insofern biete, als „die laut und offen ausgesprochene Theilnahme des Publikums für politische Verbrecher den Inquirenten leicht in Konflikt mit der öffentlichen Stimme bringe, wenn er mit Ernst und Nachdruck gegen die Schuldigen vorschreitet“; der politische Verbrecher zeige sich „nur zu sehr geneigt, den Zweck der Untersuchung durch alle, ihm gewöhnlich zu Gebote stehenden geistigen Mittel zu vereiteln und dem Inquirenten Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten, ja sich bisweilen in offene Opposition gegen denselben zu setzen und einen Kampf mit ihm zu beginnen, der den Inquirenten zu Maßregeln der Strenge auffordern muß“.

Hierzu ist zu bemerken, daß der Inquisitionsprozeß dem Beschuldigten noch die Pflicht zur Aussage auferlegte und daß, wenn auch

die peinliche Frage, die Tortur, außer Gebrauch gekommen war, die Kunst des Inquirenten doch darin bestand, dem verdächtigsten Beschuldigten ein Geständnis abzurufen. Das Hofgericht hatte also auch immer in Betracht zu ziehen, ob nicht der Erfolg einer Beschwerde, dem Beschuldigten den Nacken steifen, dem Inquirenten seine Aufgabe erschweren und den Zweck der Untersuchung gefährden würde.

Schäffer geht auch der Erörterung des bedenklichsten Punktes, der langen Dauer der Untersuchung, die vielen der Beschuldigten fast sechs Jahre ihrer schönsten Jugend geraubt hatte, nicht aus dem Wege. Er versichert, das Hofgericht sei sich bewußt gewesen, daß die lange Untersuchungshaft die Beschuldigten gefährde, und habe es sich daher zum besonderen Anliegen gemacht, für tunlichste Beschleunigung Sorge zu tragen. Wir dürfen ihm dies gewiß glauben. Aber der Einfluß des Hofgerichts auf den Gang des in Hand des Inquirenten ruhenden Verfahrens konnte nur gering sein. Es fehlte an jeder Erfahrung in der Behandlung eines Strafprozesses von solchem gewaltigen Ausmaß, wie ihn damals kaum jedes Menschenalter einmal erlebte, haben sich doch noch ein Jahrhundert lang Gesetzgeber, Richter und Staatsanwalt erfolglos bemüht, eine durchgreifende Abkürzung der Riesenprozesse zu erreichen. Freilich fehlte der Zeitverlust durch die mündliche Verhandlung, aber die eingehenden Vernehmungen waren viel stärker durch Förmlichkeiten belastet, erstreckten sich hier auch vielfach ins Ausland bei umständlichem Rechtshilfeverkehr. Martin Schäffer selbst hat nur die Zeit von Februar 1838, dem Zeitpunkt des Empfangs der Akten nach geschlossener Untersuchung, bis Oktober 1838, dem Zeitpunkt der Ablieferung der fertigen Botten, zu vertreten. Wenn er hervorhebt, es sei ihm und dem Korreferenten gelungen, die Arbeiten „schon“ zu jenem Zeitpunkt, also nach 7 Monaten zu beenden, so will uns freilich dieses „schon“ zunächst etwas befremden. Aber es bleibt auch hier zu bedenken, daß jede Vorübung für die Bewältigung einer solchen Überfülle von Stoff fehlte, und daß schwer leserliche Handschriften ein Hindernis von großem Gewicht bildeten. Gewiß mag auch seine schon angedeutete übertriebene Genauigkeit nicht gerade beschleunigend gewirkt haben, zeigt doch die Kostenentscheidung, die drei Druckseiten umfaßt und über die Kostenpflicht in Bruchteilen mit dem Renner 397 erkennt, daß ihm das *minima non curat praetor* kein handgerechtes Werkzeug zur Entlastung des Arbeitstisches bildete. Immerhin könnte die Verzögerung aus solcher Ursache verhältnismäßig nur bedeutungslos gewesen sein.

Alles in allem muß man bei billiger Beurteilung anerkennen, daß Schäffers amtliche und schriftstellerische Tätigkeit auch in diesem besonderen Abschnitt seines Lebens, der ihn in erhöhtem Maße ins Licht der Öffentlichkeit rückte, völlig einwandfrei dasteht. Doch fehlt es auch in der Zukunft und bis in die jüngste Zeit, solange der demokratische Gedanke die öffentliche Meinung maßgeblich beeinflusste, bei Behandlung der Persönlichkeit des Pfarrers Weidig bisweilen nicht an mäkelnder, gegen Schäffer gerichteter Kritik (vgl. Karl Mühl, Archiv für Hessische Geschichte 15, Neue Folge (1928) S. 343 ff. und 574 ff.). Gegenüber dem Standpunkt der Studie (ursprünglich Frankfurter Dissertation von 1924) und den aus diesem hergeleiteten Folgerungen ist große Vorsicht geboten. Man warf Schäffer vor, daß er der großen Persönlichkeit nicht gerecht geworden, in ihm nur den Verführer der Jugend, den Rädelsführer exaltierter Köpfe erblickt habe, ohne die gegebenen Tatsächlichkeiten seines Wesens zu den politischen und sozialen Verhältnissen, unter denen er zu leben gezwungen war, in Beziehung zu setzen. Schäffer hatte, wie erwähnt, besonders betont, daß es ihm ferngelegen habe, seine Darstellung als Anklageschrift gegen Weidig abzufassen — für solche Kritiker hätte er die Bemerkung hinzufügen können, die er als selbstverständlich unterließ: noch weniger freilich als Verteidigungsschrift und Stoffsammlung für die Verherrlichung eines demokratischen Märtyrers. Zu beachten bleibt dabei, daß Schäffer die Pflicht hatte, zur Entlastung der noch lebenden und vom Urteil betroffenen jugendlichen Beschuldigten den verführenden Einfluß, den der überragende Weidig unbestritten geübt hatte, gebührend zu kennzeichnen. Schäffer hat die hohen menschlichen Eigenschaften Weidigs und sein reines Wollen unumwunden anerkannt. Weidig mag eine groß angelegte Natur gewesen sein, die in glühender Vaterlandsliebe Deutschlands Einheit und Größe herbeizuführen wünschte, aber er sah, in dem demokratischen Zeitgeist völlig befangen, ähnlich wie später die Linke des Frankfurter Parlaments, dieses Ziel als nur mit den Mitteln westlicher Demokratien erreichbar an und betrachtete es deshalb als notwendig, dem demokratischen Gedanken in einem deutschen Freistaat mit allen Mitteln zum Siege zu verhelfen. Für diesen Weg verstand er die Jugend zu entflammen. Schäffer erblickte hierin einen gefährlichen Irrweg. Er war kein Partikularist, aber durchaus autoritär eingestellt, als Beamter alter Schule von der Überzeugung durchdrungen, daß ihm oberstes Gebot sein und bleiben müsse, dem Landesherrn die geschworene Treue zu halten. Wenn er an die

deutsche Einheit gedacht hat, erschien sie ihm sicher nur als unter machtvoller Führung durch freiwilliges Opfer der Landesherrn, durch Verzicht auf einen Teil ihrer Rechte zu ermöglichen. Er war ein abgefagter Feind der liberalen Redensarten. Schutz des Staates war ihm erste Aufgabe des Gesetzes und entsprechend kraftvolle Anwendung höchste Pflicht des Richters. Deshalb lehnte er es ab, den politischen Verbrecher mit besonderem Maß zu messen und hielt dafür, daß er, sobald er sich, gleichviel aus welchen Beweggründen zum gemeinen Verbrechen hinreißen ließe, auch dessen voller Strafe unterliegen müsse. Dabei war er jedoch keineswegs rückschrittlich eingestellt. Er erkannte es unumwunden als ein Übel an, daß das Gericht nicht auf eigene Anschauungen und Wahrnehmungen, sondern auf meist nach der Auffassung des Inquirenten niedergeschriebene Protokolle sein Urteil gründen müsse. Er erstrebte auch die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung als Mittel, das Vertrauen in den Richter und damit die Herrschaft des Gesetzes in der Seele des Volkes zu stärken. Daß aber bei seiner Gesamteinstellung in seiner Schilderung der Zug fehlte, den die demokratische Mit- und Nachwelt gerade gern darin gefunden hätte, ist leicht begreiflich.

Sehen wir von Schäffers Leistungen als Schriftsteller ab, so bietet sein Leben nach seiner Herkunft, seinem Entwicklungsgang, seinem Aufstieg als Beamter und Richter viel Typisches, und man möchte fragen, ob ein Bedürfnis dafür besteht, dieses Lebensbild wieder aufzurollen. Allein die verallgemeinernde Rückschau, wie sie die Nachwelt abgeschlossenen Entwicklungsepochen zu widmen pflegt, verflacht das Bild sehr stark. Der farbige Glanz, den das Einzelne verleiht, verschwindet, und die Angehörigen eines vergangenen Zeitraums kommen dabei bald in eine zu gute, bald in eine zu ungünstige Beleuchtung. Es erscheint nicht unnützlich, gerade in einem typischen Bild zu zeigen, daß auch in der Zeit des ausklingenden Biedermeier mit ihrer dumpfen politischen Gärung aufrechte Männer, makellose Beamte und Richter lebten, die ihrem hohen Beruf mit ernstem Eifer nachzukommen bemüht waren, und daß wir auch der Ahnen, die uns mit jener Zeit verbinden, gern gedenken dürfen.

# Märchenforschung

Rede zur Grimmfeier der Universität Gießen

gehalten am 16. Januar 1939

von Alfred Göke.

„Wenn Sie auf der Hausstaffel eine Kindergruppe malerisch gelagert sehen, still aufhorchend, mit bewegten Gesichtszügen und glänzenden Augen, zuoberst aber sitzt eines der älteren Kinder, in tiefsinniger Haltung, mit halbgeöffneten Lippen geheimnisvoll redend, feierlich wie eine Sibylle, dann wissen Sie: hier wird ein Märchen erzählt. Was die Kinder so tief ergreift, das hat auch die gelehrte Forschung lebhaft beschäftigt.“ So hat Ludwig Uhland einst einen Vortrag über das deutsche Märchen lebendig begonnen, um dann von den Begründern der Märchenforschung zu reden, von Jacob und Wilhelm Grimm. Die beiden großen hessischen Gelehrten, in denen wir die Begründer der deutschen Philologie, der germanischen Grammatik und Mythologie sowie unserer Volkskunde verehren, haben auch für das Märchen den entscheidenden ersten Schritt getan und weit über unser deutsches Gebiet hinaus einer neuen Wissenschaft die Wege gewiesen. Wenn wir uns heute um die Märchenforschung bemühen wollen, so nehmen wir den Ausgang vom Boden der hessischen Heimat und ehren das Gedenken zweier der besten Söhne, der wahrhaft guten Geister dieses Landes.

Der Beginn der deutschen Märchenforschung und damit der Märchenforschung überhaupt ist auf Jahr und Monat zu bestimmen, er liegt um 126 Jahre zurück: zu Weihnachten 1812 sind die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erstmals erschienen, damals ein schmales Bändchen in engem Druck auf schlechtem Papier, und doch der verheißungsvolle Anfang einer neuen, weltumspannenden Wissenschaft. Jacob und Wilhelm Grimm, das damals noch jugendliche Brüderpaar (Jacob ist 1785, Wilhelm 1786 in Hanau geboren), eröffnete mit diesem Buch ein Lebenswerk, das mit tiefem, andächtigen

Sinn die starken Wurzeln seiner Kraft in deutschem Volkstum und deutscher Volksdichtung findet und in der wissenschaftlichen Entdeckung der deutschen Sprache gipfelt. Die Kinder- und Hausmärchen haben die Brüder Grimm nicht erschaffen, und doch besäße unser Volk sie nicht ohne die große Entdeckungstat der Brüder. Was unser Volk als verstaubten Besitz aus der Urzeit innehatte, von den Gebildeten verachtet, ein Spielzeug nur für Kinder, haben sie in seinem Wert erkannt und aus dem Winkel geholt, aus jahrhundertelanger Entstellung befreit und als unschätzbares Kleinod gepriesen mit solch einer sachkundigen Überzeugungskraft, daß das ganze Volk gern zugriff und die Wissenschaft seitdem nicht aufgehört hat, den Schatz zu mehren und zu ergründen.

Die Zeit vor 1812 war dem Märchen so unfreundlich gewesen, wie nur möglich. Seit dem 17. Jahrhundert stand in unbestrittener Herrschaft eine Dichtung der Gelehrten, die das Volk und was aus ihm kam, tief verachtete, die Form und Stoff aus der Fremde bezog, aus dem griechisch-lateinischen Altertum, von Italien, Spanien, Frankreich, später auch von England — nur nicht aus der Tiefe des eigenen Volkes. Die Philosophie hatte die Vernunft auf den Thron gesetzt als die höchste, menschliche Kraft. Sie galt als einzige Richtschnur des gesamten Schaffens. Die Kunst als Äußerung des Gemüths hatte schwer unter dieser Herrin zu leiden, vor allem auch das Märchen als Gattung. Wenn alles Vernunftwidrige aus dem Schrifttum vertrieben wurde, wie sollte dann das Märchen bestehen, das des Wunderbaren und Ubernaturalischen voll ist und von ihm lebt, wie keine andere Dichtgattung? So war es in der That ein ungeheures Wagnis, das Märchen zu literarischem Leben erwecken und ihm die Aufmerksamkeit der Gelehrten gewinnen zu wollen. Aber die Brüder Grimm hatten dabei mächtige Helfer. Die Alleinherrschaft der Vernunft in der Dichtung war schon in dem Kampf der Schweizer gegen Gottsched hart angefochten worden. Mit seinem Messias hatte Klopstock durch die That gezeigt, daß in der Dichtung mindestens das Wunderbare seine gute Berechtigung hat. Die Stürmer und Dränger jagten die verstandeskalte Gelehrtendichtung vollends aus dem Tempel. Herder entdeckte den Begriff der Naturdichtung und fand ihn verwirklicht bei Homer und in der Bibel, bei Shakespeare und Ossian, bei Pindar und vor allem im Volkslied. Von hier aus führt der nächste Schritt zur Entdeckung des Volksmärchens. Es mindert nicht das Verdienst der Brüder Grimm, daß eine Entwicklungsreihe auf ihre That

hinführt: die Tat bleibt doch ihnen allein. Aber sie wäre nicht denkbar ohne die Welt jener Erscheinungen und Stimmungen, die wir als Romantik zu bezeichnen pflegen und in denen auch die Brüder Grimm wurzeln.

Die Frühromantik hatte nach Herders Vorgang durch Forschen und eigenes Dichten ein erstes Mal in die deutsche Vergangenheit hineingeleuchtet. Die schweren Prüfungen, die über unser Volk und Vaterland hereinbrachen, führten eine jüngere, für ihr Deutschtum begeisterte Romantik empor, in der die Brüder Grimm ihre Stelle haben. „Wir wollen allen alles wiedergeben, was in vieljährigem Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat“ — so lautete das überschwängliche Programm des Romantikers Achim von Arnim. Es zu verwirklichen, hat niemand so viel getan, wie die Brüder Grimm. Sie brachten aber auch dazu mit, was wenige damals hatten: die warme Liebe zur Heimat und die Vertrautheit mit dem Leben des Volkes, die Andacht zum Kleinen und eine schier unstillbare Lust am Sammeln, wissenschaftliche Schulung und künstlerische Neigung, dazu enge Freundschaft mit den beiden Männern, die die Sehnsucht nach dem goldenen Blies deutscher Volksdichtung eben damals bis an die Pforte des Volksmärchens geführt hatte.

Clemens Brentano darf sich rühmen, Jacob und Wilhelm Grimm zur Beschäftigung mit den altdeutschen Dichtern angeregt zu haben. Mit Achim von Arnim hat er 1805—08 „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben und damit für das deutsche Volkslied das geleistet, was die Brüder Grimm gleich darauf für das Märchen unternahmen. Die anregende Kraft des Wunderhorns ist unbestritten, und doch ist es etwas Grundverschiedenes geworden, was Jacob und Wilhelm Grimm für das Märchen geleistet haben. Die beiden Romantiker waren Dichter, nicht Gelehrte. Mit den Texten sind sie (besonders Arnim) im Wunderhorn höchst willkürlich umgesprungen. Sie haben zurechtgerückt, was ihnen nicht gefiel, weggestrichen, was ihnen zu viel erschien, zugeichtet, wo eine Lücke sie störte. Mit alledem haben sie ein liebenswürdiges, künstlerisch hochstehendes Buch geschaffen: als Volksliedsammlung im wissenschaftlichen Sinne bedeutet jedoch das Wunderhorn einen Rückschritt schon gegen Herders Stimmen der Völker in Liedern. Ganz anderes schwebte den Brüdern Grimm vor: unverfälscht und treu der Wahrheit wollten sie weitererzählen, was sie an Märchen gesammelt hatten, und daß sie an diesem Plan beharrlich festgehalten haben, entgegen einer ganz anders gestimmten Zeit, das erst macht sie

zu den großen Begründern der wissenschaftlichen Arbeit am Märchen. Die Zeit erwartete anderes und hat den Brüdern ihre Leistung nicht sogleich nach ihrem vollen Wert gedankt. Heinrich Voss z. B., der Sohn des berühmten Übersetzers, nennt unter den Märchen „einige ungemein schön, die meisten aber wahren Schund“. Brentano schrieb mit herber Ablehnung: „Die Erzählung aus Treue ist äußerst liederlich und versudelt, und in manchem dadurch sehr langweilig.“ Er entnimmt daraus eine nachträgliche Bestätigung dafür, daß er und Arnim völlig recht getan haben, wenn sie im Wunderhorn die Texte zurechtschoben. Wenn die Romantiker selbst diese höchste Leistung, die die Weltliteratur der Romantik verdankt, mit so viel ungerechtem Tadel begrüßten, wundert es uns nicht, daß die Welt draußen ihr auch nicht sofort gerecht wurde. Ein Beispiel für viele: in Osterreich wurden die Märchen amtlich verboten, weil die josefinische Aufklärung befürchtete, sie könnten den Aberglauben fördern! Unter diesen widrigen Umständen hat das Märchenbuch der Brüder Grimm 1812 sein Glück recht eigentlich durch die Kinder gemacht, die sich in den Häusern der Freunde mit Heißhunger und Begeisterung auf die Märchen stürzten. Einem Kinde ist es gewidmet: „An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund“ — die in dieser Widmung liegende Hoffnung hat sich erfüllt. Den ansprechendsten Bericht darüber haben wir von Josef Görres, dem damals in Koblenz wohnenden Freunde. Er schreibt, daß sein jüngstes Töchterchen sogleich nach Weihnachten 1812 eine ganze Reihe Märchen auswendig wußte, daß seine Frau in der Kinderstube jeden Abend sieben Märchen vorlesen mußte, daß die Kinder sie unter ihren Gespielen eifrig weitererzählten, so daß die Märchen rasch in der Stadt herumkamen und sich vor Görres' Haustür alsbald ein fremdes Bübchen einstellte und um das Buch bat, in dem vom Blutwürstchen und Bratwürstchen stände. So haben Kinder den hohen Wert dieses Kinderbuchs zuerst begriffen; sie haben dem Brüderpaar die Treue gehalten und das letzte Bett Wilhelm Grimms 1859 dankbar mit Blumen geschmückt — er ist gewiß der einzige Gelehrte auf der Welt, dem diese Ehrung für ein Buch zuteil wurde. Ein durchaus verdienter Dank, denn wieviel ärmer wäre unser aller Kindheit gewesen, wenn nicht unsere Mütter als die berufenen Erzählerinnen aus den Kinder- und Hausmärchen schöpfen könnten, wenn wir nicht in diesem reinen Spiegel die große Welt zuerst hätten schauen dürfen, wenn nicht aus den dramatisch bewegten unter den Märchen (z. B. aus dem Gespräch des Wolfs mit den sieben Geißlein oder dem Rottkäpp-

chen oder von dem aus Wut sich mitten durchreißenden Rumpelstilzchen) ein erster, überwältigender Eindruck früher Dramatik und Mimit in unsere Seelen gefallen wäre?

Der warme Anteil, der den Märchen durch solche Hilfe der Kinder dann doch zuteil wurde, half auch die Sammlung fördern und brachte schnell neuen Stoff auf die Bahn. Den sechsundachtzig Märchen des ersten Bandes konnten zu Weihnachten 1814 siebenzig Märchen eines zweiten Bandes folgen. In immer neuen Auflagen, die weiterhin Wilhelms stiller Pflege anvertraut blieben, indes Jacob 1819 den großen Wurf der deutschen Grammatik tat, ist das Werk allmählich auf zweihundert Märchen und zehn Kinderlegenden gewachsen. Daneben gehen seit 1825 nach Arnims glücklicher Anregung die kleinen Ausgaben einher mit fünfzig erlesenen Märchen und des jüngeren Bruders Ludwig Grimm sieben Kupferstichen. Die Anmerkungen, die anfangs unter den Texten standen, wurden seit 1822 in einen eigenen, dritten Band verwiesen. Er ist das Grundwerk aller Märchenforschung geworden, von neuem, seit Johannes Bolte und Georg Polivka in unseren Tagen die „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ erneuert in fünf stattlichen Bänden vorgelegt haben.

Nachdem durch das Vorbild der Brüder Grimm einmal die Bahn gebrochen war, sind in Deutschland die Märchensammlungen zu Duzenden ins Kraut geschossen. Die der Brüder Grimm, von der alle anderen angeregt worden sind, ist an äußerem Umfang kaum je übertroffen worden, an innerem Reichtum sicher niemals. Denn auch der eigenen Sammlung kam zugute, daß sie sich trotz aller Widerstände eben doch durchsetzte. Die Freunde sahen nun, wie es gemeint war. Fernerstehende meldeten sich mit neuen Funden; manchem wurde die eigene Jugend wieder lebendig, vor allem aber ließen sich die Brüder selbst nicht so leicht jemand unbefragt entgehen: jeder, der ihr Haus betrat, wurde nach Märchen befragt, mit Scharfsinn und Zähigkeit verfolgten die Brüder ihr Ziel. Von einem alten Dragonerwachtmeister tauschten sie Märchen eigentümlich soldatischen Klanges gegen alte Kleider aus. Wird einem Freunde ein Sohn geboren, so fällt Wilhelm Grimm sofort ein, daß er ja nun eine Kinderfrau halten müsse, die vielleicht auch Märchen wüßte. Von den Dienstboten der Verwandtschaft entgeht keines dem Märcheneifer der Brüder; Reisen nach Halle, Wien und Holland werden nutzbar gemacht, und mit dem Eifer wächst das Finderglück. Bescheiden-stolz verwahrt sich Wilhelm Grimm dagegen,

daß man dabei von Zufall spreche: „Der zweite Band“ (sagt er in dessen Vorwort) „kam schneller zu Stande, teils weil das Buch selbst sich Freunde verschafft hatte, die es nun, wo sie bestimmt sahen, was und wie es gemeint war, unterstützten, teils weil uns das Glück begünstigte, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewöhnt, auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt.“ Ein Glück bleibt es aber doch, daß die Brüder die „Märchenfrau“ fanden, die Bäuerin Katharina Dorothea Viehmann geborene Pierson aus Niederröhren bei Kassel, deren Reliefbild heute am ehemaligen Wohnhaus der Brüder in der Marktgasse zu Kassel angebracht ist: allein aus ihrem Schatz stammen dreißig Märchen, die vielfach wörtlich in die Sammlung aufgenommen werden konnten, und ihre sichere Erzählkunst festigte den Brüdern in der glücklichsten Weise den Glauben an ihr eigenes Verfahren. Wilhelm Grimm berichtet von ihr: „Sie erzählte bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte . . . Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war. Sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Überlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen.“ Durch solche Erfahrung sind nun die Brüder selbst in ihrer Märchenkunst zusehends fester geworden. Denn von vornherein konnte das Verfahren nicht so feststehen, wie es uns hinterdrein wohl erscheint. Die Brüder sind sich darüber selbst nicht einmal immer einig gewesen. Jacobs streng geschichtlicher Sinn verlangte unerbittlich, daß das Überlieferte unverändert so wiedergegeben werde, wie es aufgenommen wurde. Wilhelms weichere Art neigte dazu, Härten und Risse auszugleichen, Lücken zu ergänzen, verschiedene Fassungen des gleichen Märchens miteinander zu verschmelzen. Der härtere Bruder hält mit seiner abweichenden Meinung nicht zurück: „Das Überarbeiten, das Hineinarbeiten in diese Sachen wird mir ewig zuwider sein, darum, weil es für die Zeit ein Irrtum und für das Studium der Poesie ein Unger ist.“ Damit trifft Jacob Grimm durchaus den Standpunkt der

neueren Forschung: jede Märchensammlung, die heute wissenschaftlichen Wert beansprucht, muß unbedingt dem Verfahren folgen, das Jacob Grimm hier von seinem Bruder verlangt. Es verschlägt dabei nichts, daß das Volk selbst ändert, daß das Kind anders erzählt, als die Großmutter oder noch die Mutter, ja derselbe Erzähler später anders, als in früheren Jahren. Diese Änderungen „gehen aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor“, sind unbedingt stilgerecht, indes die vom gelehrten Sammler hineingetragenen den Stil gefährden, die Gesichtspunkte verschieben, ja bewußt fälschen. So sind wir Jacob Grimm für die herbe Strenge dankbar, mit der er an der Reinheit der Sammlung festgehalten hat. Wir verkennen aber dabei nicht, daß die Märchen niemals zu dem Volks- und Hausbuch geworden wären, das uns allen heute so lieb ist, wäre nicht Wilhelm Grimm der Überlieferung anders gegenübergetreten als sein Bruder. Er stand mit Neigung und Wesensart den Verfassern des Wunderhorns näher, und wenn er das Märchenbuch der Freundin Bettina von Arnim für ihre Kinderstube widmete, so wollte er es eben zum Kinder- und Hausbuch bestimmt wissen, wollte als Künstler daran gestalten und damit tätig auf Gegenwart und Umwelt wirken. Bei solchen Absichten aber konnte er unmöglich daran denken, das Überlieferte mit buchstäblicher Treue wiederzugeben, sondern er mußte dem Stoff mit künstlerischer Freiheit gegenübertreten: nicht mit Willkür, wie Arnim und Brentano ihren Liedertexten, sondern mit Grundsätzen, die sich aus dem Stoffe selbst ergaben, mit Forderungen, die sich in der Richtung des Stoffes bewegten und ihm eben nur strenger gerecht zu werden strebten, als die tatsächliche Überlieferung selbst mit all ihren Zufälligkeiten und Entstellungen. Wilhelm Grimm gestaltete die zufällige und entstellte Form, die er vorfand, um, damit seine Darstellung alles biete, was der Stoff enthielt, und damit sich die Wesensart der Märchen so tief, rein und reich als möglich schon in der Form ausdrücke. Damit ist gleich im ersten Anlauf unsrer Märchenforschung der ernsthafte Versuch gemacht, ein Ideal volksmäßiger Erzählung mit bewußter Kunst zu verwirklichen. Die wichtigsten Züge dieses Stils lassen sich hier klar und sicher umschreiben. Die Satzbindung ist von höchster Einfachheit: ohne verwickelte Unterordnung wird ein Hauptsatz an den anderen gereiht, und und da sind die immer wiederkehrenden, kindlich einfachen Bindewörter. Ähnliche Gedanken werden mit möglichst den gleichen Worten wiederholt, diese Wiederholungen dienen bewußt der Absicht, den Aufbau der Geschichte sichtbar zu gliedern. Wortwiederholung steigert den Begriff wie im Volkslied (sie

weint und weint — eine große, große Schürze — he angeld un angeld): der Schlag, der dieselbe Saite zweimal trifft, läßt sie um so stärker erklingen nach der Weise einfachster Erzählkunst, die noch nicht gelernt hat, mit qualitativen Mitteln zu arbeiten und zu verstärken. Im Predigtstil, in dem die Wortwiderholung vor vierhundert Jahren, bei Geiler von Kaisersberg und Luther, ebenfalls eine große Rolle gespielt hat, ist sie längst verschwunden: auch hierin hält das Märchen eine entwicklungs-geschichtlich alte Form lehrreich fest.

Durchweg schreitet im Märchen die Schilderung in vollendeter Anschaulichkeit und höchster Bildkraft daher. Der Erzähler hütet sich, die eigene Person irgendwie in den Vordergrund zu schieben, und doch ist jeder Satz vom höchsten Mitgefühl durchbebt. Stets verhalten, durchleuchtet dies Mitgefühl doch die Erzählung auf jeder ihrer Stufen. Diese Erzählkunst hat Wilhelm Grimm ausbilden können nur, indem er willig und genau dem Volk zu lauschen gelernt hatte, weil er den jungen und alten Märchenerzählerinnen, die er traf, genau auf den Mund sah und sich ihrer Sprechweise versicherte. Weiter half ihm — bei der entwicklungs-geschichtlichen Rückständigkeit des Märchens ist das wichtig — seine genaue Kenntnis der alten Sprache und ihres Stils, dem der des Volks nahebleibt, und so ist er seiner Erzählkunst immer mehr froh und sicher geworden. Jede der sieben Auflagen der Kinder- und Hausmärchen, die er besorgen konnte, weist gerade in der Form bedeutende Änderungen auf. Ob das durchaus Verbesserungen sind, bleibt im einzelnen abzuwägen, und gegen die vorherrschende Bejahung dieser Frage werden wir uns eine selbständige Auffassung sichern müssen. Hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen hat Friedrich Panzer 1913 die selten gewordene Urgestalt der Märchen neu herausgegeben. Mit Hilfe dieses dankenswerten Werkes ist leicht festzustellen, daß Wilhelm Grimms Linienführung im Laufe der Jahre wohl vielfach sorgsamer und reicher geworden ist, aber auch zu Spielerei und Überladung neigt, während die schlichte Erzählung von 1812 dem echten Märchenstil viel näher bleibt. Dem landläufigen Urteil, daß die Kinder- und Hausmärchen in den späteren Auflagen immer nur gewonnen haben, ist danach gewiß nicht beizustimmen.

Schon aus diesen Andeutungen geht zur Genüge hervor, wie wenig sich Wilhelm Grimm an die überlieferte Form gebunden fühlte: er betrachtete sie als sein freies Eigen. Damit entfernen sich die Kinder- und Hausmärchen weit von den wissenschaftlichen Forderungen einer strenger gewordenen Zeit, die sich ganz und gar in Jacob Grimms Sinn

entwickelt hat. Dennoch ist auch Jacobs Einfluß auf die Märchen stets kräftig genug gewesen und geblieben, um die Grundrichtung, die wissenschaftliche Absicht der Märchen, nicht verrücken zu lassen, und erst durch das Zusammenwirken beider Brüder konnte das Märchenbuch zu dem werden, was wir in ihm verehren: eines der gelesensten Bücher in deutscher Sprache. Von den fast hundert Millionen Menschen deutscher Zunge in aller Welt mögen sehr wenige nur von der ungeheuren Wirkung dieses einzigartigen Buches nichts verspürt haben. Wie kaum ein anderes ist es fast jedem Deutschen von seinen Kindertagen her lieb und vertraut, unerschöpflich in seinem Reiz, durchbildet von der höchsten, persönlichen Kunst und doch so deutsch und allgemein, als hätte der Genius unseres Volkes selber es geschrieben. Der Geist beider Brüder schwebt über dem wundervollen Werk, und das deutsche Volk wird den beiden immer dafür dankbar bleiben. Jacob Grimm hat das richtig vorausgesehen: in der Gedächtnisrede, die er am 5. Juli 1860 dem verstorbenen Bruder hielt, zielt er darauf: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen.“

Die reichlich hundert Jahre, die uns vom ersten Erscheinen der Kinder- und Hausmärchen trennen, haben (gerade weil das Vorbild der Brüder Grimm so anregend wirkte) weiter geführt. Die beiden waren, bei aller Hilfe im einzelnen, wesentlich doch auf ihre hessische Heimat angewiesen. Vorarbeiten hatten sie nicht, die Verbindungen waren schlecht, nicht einmal eine leistungsfähige Briefpost kannte die Zeit, und die Zerklüftung des deutschen Volkes war von den traurigsten Folgen auch für die wissenschaftliche Arbeit. Erschöpfend konnte so die Sammlung der Brüder nur für Westmitteldeutschland und ihre lebendige Gegenwart werden. Die nächste Aufgabe blieb, durch Aufnahme des Märchenstoffs anderer Landschaften die erste Sammlung zunächst einmal stofflich zu ergänzen. Man darf sich freuen, daß das 19. Jahrhundert diese Arbeit mit treuem Fleiß, gutem Glück und erstarkender Methode getan hat, so daß stofflich in deutschen Landen nichts Wesentliches mehr zu tun bleibt. Die Rückschau, die das Jubiläumsjahr 1912 nahelegte, hat in Paul Zaunerts „Deutschen Märchen seit Grimm“ das beste, was uns die Sammeltätigkeit eines Jahrhunderts beschert hat, in geschmackvoller Auslese vereinigt. Hier findet man zuverlässig das Wertvollste von dem beisammen, was in der Zwischenzeit die landschaftlichen Sammlungen beigebracht haben. In Zaunerts Vorwort sind die wichtigsten Sammlungen genannt.

Bei alledem liegt der Fortschritt über die Brüder Grimm hinaus eigentlich nur im Maß: der Stoff ist größer geworden, aber es ist doch derselbe Stoff, dem schon sie nachtrachteten, in einer Behandlung, wie sie schon ihnen vorschwebte. Die Ehrfurcht vor dem Überlieferten, die Jacob Grimm besaß, ist uns seitdem gewachsen, und wundervoll sind uns die Ahnungen in Erfüllung gegangen, von denen er besaßt war, als er von dem hohen Alter und der ehrwürdigen Ursprünglichkeit des Märchens sprach. Aber auch Wilhelms freiere Art, mit den Texten zu schalten, hat ihre wissenschaftliche Rechtfertigung nachträglich erhalten. Wir wissen heute, daß das Märchen nicht von der Masse des Volkes geschaffen ist (wie es das Volkslied ja auch nicht ist). Wir sehen vielmehr im Volksmärchen, wie es heute lebt, das vollläufig gewordene Erzeugnis einzelner Erzähler, die die im Volk umlaufenden Märchenzüge gestaltet haben mit einer Kunst, die über dem Durchschnitt steht, im Geiste des Volkes, aber doch mit eigener, bewußter Tätigkeit. Das Volk hat diese von einem einzelnen geschaffene Urform übernommen, abgewandelt, abgeschliffen und entstellt, oft genug auch geradezu mißverstanden und die Motive verwirrt. Erst aus vielen Parallelerzählungen erhalten wir die Möglichkeit, zum ursprünglichen Sinn, zum unentstellten Bauplan eines Märchens zurückzugelangen, und damit sind wir als Forscher vielfach auf ein Verfahren angewiesen, wie es Wilhelm Grimm schon vor hundert Jahren als Künstler geübt hat.

Strenger geworden als die Brüder Grimm sind wir in der Scheidung der Gattungen. Die beiden Bände der Grimmschen Märchen sind reichlich gastfrei gegen allerlei literarisches Gut, das wir niemals als Märchen gelten lassen können: Schwänke, Tierfabeln, lehrhafte Erzählungen ohne Märchenzüge, auch Legenden und Sagen. Da wir alle die Grimmschen Märchen in unserem vorkritischen Lebensalter kennen gelernt haben, nehmen wir an solcher Weitherzigkeit keinen Anstoß. Aber es bedarf kaum des Hinweises, daß z. B. „Hans im Glück“ kein Märchen ist, sondern ein Schwank, ebenso „Doktor Allwissend“. „Hans mein Igel“ ist eine Groteske, „Die faule Spinnerin“ eine Satire mit lehrhafter Absicht und so fort. Unsere ersten Sammler stehen damit ganz auf dem Boden des Volkes, aus dessen Mund sie sammeln: auch das erzählende Volk scheidet nicht ängstlich zwischen den Gattungen, der sichtende Sammler dagegen muß es tun und ist in dieser Forderung streng gegen sich geworden, so schwer die Grenzen oft zu ziehen sein mögen.

Noch mehr verwickeln sich die Aufgaben, wenn wir von der Sammlung des Stoffes hinüberschauen zu seiner wissenschaftlichen Bewälti-

gung und Durchdringung. Obwohl die Märchenforschung über ein Jahrhundert alt ist, beginnt sie hier ihre Aufgabe doch eben erst zu begreifen: die Erkenntnis von der Geschichte, die Lehre vom Gefüge des Märchens, die Bedingungen seines Lebens und Wirkens: das sind die neuen Aufgaben, die vor uns aufsteigen, und hier bleibt fast noch alles zu tun. Die Anschauungen der Brüder Grimm über Ursprung und Verbreitung der Märchen haben lange Jahre auch ihre Nachfolger beherrscht, und im Kern dieser Ansichten stand ein inzwischen klar erkannter Irrtum: die Lehre nämlich, daß uns das Märchen (in verdunkelten und getrübbten Resten allerdings) unsere alte Götter- und Heldensage darbiete. Im Volk sollte sich gehalten haben, was in den führenden Schichten verloren gegangen war. Als Fundstätten einer sonst verschollenen Götter- und Heldensage verehrten die Brüder Grimm die Märchen vor allem. Gegen diese allzu eng deutsche Auffassung kam ein Rückschlag, der nun wieder den Glauben an das Ausland viel zu weit trieb. Theodor Benfey untersuchte 1859 das indische Märchenbuch *Pantschatantra* und stellte in seiner Einleitung dazu die Lehre auf, die Heimat aller Märchen sei Indien. Von da hätten sie die Welt erobert und durch ihre Überlegenheit verdrängt, was vorher in anderen Ländern an Märchengut vorhanden sein mochte. Die Kreuzzüge, der morgenländische Handel, der Siegeszug des Buddhismus, Alexanders des Großen indischer Feldzug usw. mußten sich in den Dienst von Benfey's Lehre stellen lassen: dergestalt wurde das Märchen mit kräftigem Ruck mitten in die Tatsachen eines höchst realen Lebens gestellt und den Träumen der deutschen Vorzeit gründlich entrückt. Mit bewundernswerter Tatkraft und nie versagendem Scharfsinn hat Benfey seine Lehre verfochten; die nun folgenden Entdeckungsfahrten in die Märchenwelt ferner und alter Völker mußten immer neue Gründe für seine Lehre liefern, Hunderte von Beobachtungen schienen sich allein in seinem Sinn deuten zu lassen. Trotz alledem wird heute in Europa kaum ein das ganze Gebiet überschauender Märchenforscher leben, der sich unbedingt für Benfey's Lehre einsetzen möchte. Die völkerkundlichen und völkerpsychologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte haben uns im Kernpunkt anders denken gelehrt. Die Untersuchung der Anfänge aller Kultur, der Sprache, der Sitte, des Aberglaubens, brachten die Erkenntnis, daß die ältesten religiösen Vorstellungen, die Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele, Tod und Leben, Geistern und Zauberei, der Stellung des Tiers zum Menschen über die ganze bewohnte Erde hin ursprünglich die gleichen

sind. Ferner ergaben sich sichere Beweise dafür, daß die heutigen Kulturvölker durch jene Welt des urzeitlichen Träumens, Ahnens und Aberglaubens alle einmal hindurchgegangen sind. Damit ergab sich sofort eine ungezwungene Erklärung für die weltweite Verbreitung gerade der ältesten Märchenzüge. Nicht Wanderung und Entlehnung brauchte man anzunehmen, sondern das Märchen erschien jetzt als der feste, durch die Überlieferung geweihte Glaube der Urzeit, überall möglich, so wie Inseln in einem Meer, das in der Vorzeit feste Landbrücken aufwies, die gleiche Tier- und Pflanzenwelt herbergen: ehrwürdige Spuren des einstmals überall gemeinsamen und gleichen Lebens der Urzeit. Der Schotte Andrew Lang u. a. haben diese Ansichten als die ersten ausgesprochen, ihr feurigster Vertreter im Gebiet der Märchenforschung ist der Franzose Josef Bédier geworden, und seine temperamentvolle Beredsamkeit hat der Lehre von der Polygénésie des contes wohl die meisten Anhänger erworben.

Um die verschiedenen Lehren vom Ursprung der Märchen kurz an einem bekannten Stoff zu veranschaulichen: wenn Dornröschen vom Stich der Spindel in Zauberschlaf versinkt und die Dornenhecke hundert Jahre lang jeden Eindringling fernhält, aber danach den erlösenden Königssohn unangefochten einläßt, so denken die Brüder Grimm an den Zauberschlaf, der Brünhild umfing, nachdem sie Odin mit dem Schlafdorn gestochen hatte, und an die Waberlohe, die sie dicht umloderte, bis der Retter Siegfried sie durchtritt und die Schlafende mit seinem Ruß erweckte. Benfey würde diese Herleitung aus germanischem Mythos und deutscher Heldensage ablehnen; er würde nach literarischen Vorbildern Umschau halten und sie zunächst in der romanischen Welt finden, in des Franzosen Perrault Märchen *La belle au bois dormant*, das in allen wesentlichen Zügen zum deutschen Märchen stimmt und höchstens (wie das die französischen Erzählungen mit Vorliebe tun) etwas tiefer in die Genüsse der Küche des verwunschenen Schlosses eindringt. Wieder älter als die französische Fassung ist die italienische in *Vasiles Pentamerone*. Dieser beruht großenteils auf indischen Quellen, und so hätten Benfey und seine Schule auch für unser Dornröschen indische Herkunft angenommen. Bédier und die Völkerpsychologen dagegen würden betonen, daß sich das Motiv vom Zauberschlaf überall findet, wo Menschen schlafen und sich Gedanken machen über das Verhältnis von Schlaf und Wachen, daß die neidische Fee schon im griechischen Altertum eine Rolle spielte (z. B. in der Sage von *Meleager*), daß sie mit dem Gefühl der Abhängigkeit von überlegenen

Gewalten untrennbar zusammenhänge, und daß endlich das Motiv von der vergessenen und verderblichen Spindel überall da möglich sei, wo die Handspinnerei durch jüngere und höhere Kunstfertigkeiten zurückgedrängt werde. So lassen sich die Dornröschenmotive auf der ganzen bewohnten Erde nachweisen; sie können überall zum Märchen zusammengeschoffen sein, und kein Grund zur Entstehung an einem bestimmten Ort läßt sich überzeugend nachweisen.

Tatsächlich wird jede der verschiedenen Ursprungslehren etwas Richtiges sehen, und keine wird die ganze Wahrheit bieten. Eine einzige Lehre, die uns die Herkunft und das Wesen aller Märchen mit einem Schlag erklärte, gibt es nicht. Wir müssen feiner arbeiten, wenn wir zum Kern der Sache vordringen wollen. Jede der entwickelten drei Lehren übersieht, daß kein Märchen ein einfaches Gebilde ist. Jedes ist zusammengesetzt aus einer ganzen Anzahl einzelner Motive, deren jedes auch in anderen Zusammenhängen möglich ist und tatsächlich vorkommt. Bevor man hoffen kann, die Geschichte eines Märchens zu enträtseln, muß man unbedingt dem Leben und der Geschichte seiner einzelnen Motive nachgehen, ihren Ursprung und ihre Art zu ergründen suchen. Vorausgesetzt, diese Aufgabe wäre glatt zu lösen oder gar schon gelöst, dann böte die Erforschung der Märchen selbst zwar noch tausend Schwierigkeiten. Man müßte die Motive in ihre kaleidoskopartigen Verschlingungen, Umgestaltungen, Bindungen und Lösungen verfolgen, aber grundsätzlich wäre die Aufgabe gelöst: die Steinchen lägen greifbar auf dem Tisch, aus denen sich das Mosaik zusammensetzt.

Tatsächlich ist mit alledem die Lösung der Aufgabe schmerzlich weit hinausgeschoben. Die Zahl der Motive ist so außerordentlich groß, sie sind in tausendfachem Gebrauch so endlos abgeschliffen und oft bis zur Unkenntlichkeit verändert und entstellt, daß es gute Weile hat, bis auch nur die Geschichte der bedeutendsten Märchen ausreichend erforscht sein wird. Solche Einzelgeschichten der wichtigsten Märchenstoffe gliedern sich der vergleichenden Motivgeschichte ein. In deren Rahmen wird sodann die weitere Aufgabe zu lösen sein, daß man die Gesetze der Zusammenfügung der einzelnen Motive untersucht, die Kraft, mit der sie sich anziehen und abstoßen, die Art, wie sie sich wandeln, herüber- und hinübergleiten. Der Gedanke der Dreiheit im Märchen ist von hier aus zu untersuchen, aber auch Aufbau und Erzählkunst, der Anteil des Einzelnen und der Gesamtheit am Märchen, die Grenzen zwischen Kunst- und Volksmärchen. So steigen die Fragen empor zu den höchsten Aufgaben der literargeschichtlichen Forschung. An reicherem,

lebendigerem und ehrwürdigerem Stoff wird die Märchenforschung diese Fragen zu beantworten haben, als irgendein anderer Zweig literarischer Forschung. Schon heute aber zeigt sich auf unserem Gebiet die nüchterne, kühl betrachtete Tatsächlichkeit viel abgrundtiefer und phantastischer, als die phantastische Romantik der großen Begründer unserer Wissenschaft. Bis zur germanischen Heldensage meinte Jacob Grimm im Brunnenschacht des Märchens hinabsteigen zu können — wir gelangen weit darüber zurück bis zu den Anfängen aller Kultur in Urwald und Nomadensteppe. Bis Indien meinte Benfey den Bogen schlagen zu sollen — über die ganze bewohnte Welt, zu allen Völkern, führt es uns und offenbart ergreifend die ewige Zusammengehörigkeit der Kulturmenscheit mit ihren frühen Kinderjahren.

# Eine mexikanische Nationalhymne und ihre Geschichte aus vorspanischer Zeit

Von August Freiherrn v. Gall

Mit zwei Abbildungen

Was eine Nationalhymne ist, weiß jeder, ebenso, daß sie anscheinend ein Erzeugnis der neuesten Zeit ist. Die Marseillaise soll ihren Reigen eröffnen, langsam folgten dann Frankreich mehr oder weniger die anderen Länder Europas und schließlich im Massenandrang der letzten Jahrzehnte die nichteuropäischen und erotischen Staaten. Auch die Geschichte ihrer Entstehung ist meist bekannt. Das Volk selbst hat ein ihm besonders geliebtes Lied, ohne es zu wollen, zur Nationalhymne gemacht. Vielfach waren diese Lieder im Krieg oder durch den Krieg geboren oder durch Geisteswehen einer neuen Zeit. Aber sie sind auch öfters zur Verherrlichung des Fürsten entstanden und wurden durch das Herrscherhaus zur Volkshymne gemacht. Umänderungen und Ergänzungen, die die Zeit mit sich brachte, kamen vor, zumal wenn man sie von einem Land auf das andere übertrug. Doch das ist alles bekannt und braucht hier keine Beweise.

Dagegen scheint mir die Frage dringend der Untersuchung wert, ob es solche Nationalhymnen oder Volkshymnen nicht schon in früheren Jahrhunderten gegeben hat, und welche es waren. Durch meine Studien über die alten Mexikaner kam ich durch Zufall auf die Geschichte einer altmexikanischen Nationalhymne und schließlich auf diese selbst.

Der aus altem eingeborenem Königsgeschlecht westlich des Popocatepetl stammende, in der Nacht vom 26. auf 27. Mai 1579 geborene Chimalpahin, Domingo Francisco de San Anton Muñoz schrieb auf Grund alter Bilderhandschriften und alter Überlieferung in aztekischer Sprache und lateinischen Buchstaben Annalen, in denen Jahr für Jahr besprochen wurde. Von ihnen gab Remi Siméon Paris 1889 *sixième et septième relations* der Jahre 1258—1612 im aztekischen Text mit

leidlich guter französischer Übersetzung heraus. In der 7. Relation findet sich zum Jahre 1479 die sehr interessante Geschichte einer Nationalhymne, deren aztekischen Text ich nicht wiedergebe, da er ja publiziert ist. Wohl aber halte ich es für richtig, eine deutsche Übersetzung zu geben, die korrekter als die französische ist.

Die Akteure unserer Geschichte waren in erster Linie die Tlalmanalcâ-Chalcâ, eine Unterabteilung der im Südosten des Hochtals von Mexico gelegenen Landschaft, die sich vom Südostufer des heute fast verschwundenen Süßsees von Chalco bis an den Fuß des Popocatepetl und der Iztac Ciuatl und bis zur Passhöhe erstreckte. Seit 1465 gehörten sie endgültig zum großen Reich der Azteken, wie auch Staat und Stadt Amaquemecan am Westufer der Passstraße und Vorort der Landschaft Chalco. Die Tlalmanalcâ-Chalcâ und die Amaquemequê gaben 1479 ein großes Gastkonzert mit Tanz in Tenochtitlan, der Hauptstadt Mexikos vor dem König Axayacatl.



Holzpaufe von Malinalco.

Zu dem Orchester eines solchen Konzerts gehörte vor allem die Fellpaufe (ueuetl), ein mit einem Fell überspannter Hohlzylinder aus Holz<sup>1</sup>). Ein Original der tlalpan ueuetl aus alter Zeit ist die Holzpaufe von Malinalco<sup>2</sup>), die mit den Fingertnöcheln geschlagen wurde, und zwar wohl vom Dirigenten des Orchesters. Diese Paufe stand mit ihren geschnitzten Füßen auf dem Boden und hieß daher tlalpan ueuetl, „auf der Erde stehende Paufe“. Unserer Trommel entsprach die Holzpaufe, teponaztli; ihr Resonanzboden war ein ausgehöhlter Baumstamm, an dessen Enden zwei vibrierende Metallzungen hingen, die mit am Ende mit Kautschuk versehenen Schlegeln (olmailt „Gummi-Händen“) bearbeitet wurden. Andere Instrumente waren die Schildkrötenschalen, die mit Hirschgeweihen geschlagen wurden, verschiedene Rasseln, Flöten und Muscheltrumpeten.

So müssen wir uns auch das Orchester vorstellen, das die Tlalmanalcâ vom Jahre 1479 nach Mexiko mitbrachten, und das den „Frauengesang“, wie das Lied hieß, und den Tanz begleiten sollte. Dramaſtiſch wird erzählt, wie durch die Ohnmacht des Dirigenten, der die „ueuetl“ ſpielte, die ganze Muſik und der Tanz in Unordnung kam, wie hilfsbereit ein ſehr muſikalischer Edler namens Quecholcouatl aus Amaquemecan als Erſatz einſprang, der Eindruck auf den mexiſkanischen König und das Avancement des Quecholcouatl.

Auf das erſte Gaſtkonzert folgte bald ein zweites in Mexico. Axayacatl wollte gern den „Kriegsgeſang“ (yao-cuicatl) der Chalcâ hören, von dem er ſchon viel vernommen hatte, und der als „Eigentum“, d. h. wohl Spezialität der Chalcâ galt und auch „der Geſang“ der Tlaylotlaquê, einer gens der Tlalmanalcâ-Chalcâ, war. Sein Verfaffer war ein berühmter Komponiſt Quiyautzin aus der Zeit des Königs Aoquantzin I. (1411—1459) von Itztlacoçauhcan in der Landſchaft Chalco. Wir können alſo unbedenklich dieſen Kriegsgeſang als Nationalhymne der Chalcâ bezeichnen. Dieſe gefiel dem mexiſkanischen König ſo, daß er ſie bei ſich einführen ließ mit einigen Umänderungen, und ſo wurde der „Kriegsgeſang der Chalcâ“ auch Nationalhymne am Hofe in Mexico.

Nach dieſen Vorbemerkungen gebe ich nun die Geſchichte der Nationalhymne bei Chimalpahin in deutſcher Überſetzung: „Und eben damals kamen die Amaquemequê und die Tlalmanalcâ-Chalcâ zum allererſten Male zum Singen nach Mexico. Es war der König Axayaca-tzin, der den Weibergeſang der Chalcâ anzustimmen und ſingen zu laſſen kam. Der Geſang und der Tanz fanden ſtatt im Hofe des Palaſtes. Damals war Axayaca-tzin bei ſeinen Weibern im Innern des Hauſes. Und ein Edler von Tlalmanalco, der die Pauke ſpielte, machte einen Fehler beim Geſang, er machte einen Fehler beim Paukenspiel; er wurde ohnmächtig über einer Quetzalfeder-Pauke, er neigte ganz den Kopf auf die Pauke, er merkte nichts mehr. Und bei der Pauke ſtand einer namens Quecholcoua-tzin, ein Edler von Amaquemecan, ein großer Sänger und Paukenſpieler. Als der ſah, wie das Paukenspiel, der Geſang und die Muſik Schaden nahmen, da machte er ſich eilig auf zu der Pauke, ergriff eilig die Pauke, brachte den Tanz wieder in Ordnung, ſo daß man nicht aufhörte, ſolange Quecholcoua-tzin den Geſang und den Tanz leitete. Und der Edle von Tlalmanalco neigte den Kopf ganz, während Quecholcoua-tzin den Geſang und den Tanz leitete und Axayaca-tzin im Innern des Hauſes zuhörte.

Als er hörte, wie wunderbar der genannte Quecholcoua-tzin die Pauke spielte, während er gleichzeitig den Gesang leitete, war er zufrieden und entzückt, so daß er alsbald aufstand, alsbald im Innern des Hauses von seinen Weibern sich erhob, eilig tanzte. Als Axayaca-tzin auf den Ballplatz kam, begab er sich rasch auf eine Seite zu hören; sehr erfreut hörte er den Gesang, so daß er auch tanzte, sich im Kreise drehte. Und als der Ball fertig war, sagte König Axayaca-tzin: „Zum Teufel, wollt ihr mir jenen Tölpel hier wegbringen, laßt ihn nicht mehr die Pauke spielen, den Gesang leiten.“ Da sagten sie: „Es ist gut, o Herr König, es geschehe so.“ Und wie Axayca-tzin den Befehl gegeben hatte, so fürchteten sich sehr alle Chalcâ-Prinzen, die den Befehl vernommen hatten, fürchteten sich gar sehr, da sie wußten, daß der Tlalmanalco-Prinz zum erstenmal die Pauke gespielt und den Gesang geleitet hatte. Wie die Alten überliefern, war sein Name Quateo-tzin, oder es war ein Edler des Namens, weil es damals schon 34 Jahre war, daß der zweite der Könige mit Namen Quateo-tzin, die über Tlalmanalco geherrscht hatte, gestorben war (1444). Als die Chalcâ merkten, daß man den Gesangsleiter und Paukenspieler vor ihnen nicht verbrannte noch steinigte, sagten die Edlen der Chalcâ: „Unser Sänger hat uns in Stich gelassen, er hat gefehlt, was sollen wir machen? Werden wir nicht hier verbrannt?“ Und als der König Axayaca-tzin in das Innere des Hauses, seinen Palast, eintrat, ging, sich zu seinen Prinzessinnen, zu seinen Weibern zu setzen, schickte er alsbald Leute aus, die Quecholcoua-tzin holen, rufen sollten, der Axayaca-tzin hatte tanzen und singen lassen. Man erzählt, daß die Boten zu den Chalcâ-Edlen sagten: „Wo ist Euer Sänger, Euer Paukenspieler, der den Herrn König erfreut hat? Wir kommen, ihn zu holen, er soll in das Innere des Hauses eintreten!“ Sogleich antworteten sie ihnen, sagten sie ihnen also: „Er ist hier, er möge sich dem Herrn zeigen.“ Alsbald riefen die Chalcâ-Edlen den jungen Mann Quecholcoua-tzin, sie meinten wohl sehr, daß der König Axayaca-tzin ihn dort zum Tode verurteilen, ihn verbrennen ließe. Als er eintrat, benachrichtigte man ihn; er wartete draußen, wie der Befehl des Königs ausgehen werde. So hart waren die Chalcâ angesprochen worden, daß sie sich fürchteten. Und als Quecholcoua-tzin vor das Angesicht des Axayaca-tzin kam, küßte er alsbald die Erde, beugte die Knie zur Erde, sprach zu ihm: „O Herr König, laß mich hier verbrennen, ich bin dein Knecht; denn du hast mich vor dein Angesicht befohlen.“ Und der König Axayaca-tzin mochte diese Rede nicht hören; alsbald sagte er zu den Prinzessinnen,

zu seinen Weibern: „Weiber, erhebt euch, geht ihm entgegen, setzt ihn bei euch, hier soll er euer Gefährte sein, setzt ihn gut an, lernt ihn kennen; denn ich habe ihn herangezogen; möge euer Herz sich erquicken, o Weiber, denn er hat es gemacht; denn er brachte mich zum Tanzen, brachte mich zum Singen, dieser Quecholcoua-tzin, nicht für ein einziges Mal. Wer schickt mich so in das Innere des Hauses? Er bringt mich heraus, bringt mich zum Tanzen, so kam es, daß er für immer euer Gefährte sein wird, jetzt hole ich ihn, mein Sänger soll er sein.“ Als bald befahl er, daß man ihm eine Schulterdecke und eine Schambinde gab, echt aus dem Besitz des Axayaca-tzin, eine türkisfarbene Schulterdecke und eine türkisfarbene Schambinde, türkisfarbene Sandalen, und ein Halsbandriemen mit Quetzalfedern und so und sovielle Bündel Baumwollenmäntel und Schokolade wurden als Belohnung für Quecholcoua-tzin bestimmt. Sehr liebte Axayaca-tzin ihn, weil er ihn hatte zum Tanzen gebracht, und sehr erwies er ihm die Huld, daß er für ihn allein sein Sänger sein sollte, nicht mehr sollte er beliebig irgendwo die Leute zum Singen bringen. Sodann hieß der König, daß Quecholcoua-tzin ausgehen dürfe, geschmückt mit türkisfarbener Schulterdecke, mit türkisfarbener Schambinde, mit türkisfarbenen Sandalen, und man solle ihn begleiten, seine Belohnung mit Baumwollenmänteln und Schokolade auf Schultern getragen. Als die Chalca das sahen, freuten sie sich sehr, weil sie dachten, man würde ihn im Gefängnis einschließen oder ihn verbrennen. Sie begrüßten ihn. Kurz vorher hatte man Furcht gehabt.

Und der König Axayaca-tzin wünschte sehr ein anderes Mal, mit Vergnügen den Kriegs(Weiber)gesang der Chalca zu hören; auch lud er alle Chalca-Edle ein, bat sie, flehte sie an um den Gesang, zumal die Amaquemeque, weil er richtig der Gesang der Tlailotlaque, der Kriegs(Weiber)gesang, das Eigentum der Chalca war. Er war das Geheimnis eines Edlen, namens Quiyauh-tzin Quauhquiyahuacatzintli, eines großen Komponisten, der den Gesang berühmt gemacht hatte unter dem König, dem sogenannten älteren Aoquan-tzin, dem Chichimeca-tecutli, der König von Yztlacoçauhcan-Totolimpa war. Und als Axayaca-tzin um ihn bat, so änderte man den Gesang, gab ihn heraus, entstellte ihn, so wie er war unter dem sogenannten König, dem sogenannten älteren Aoquan-tzin. Und eben unter dem sogenannten Axayaca-tzin führte man den Gesang ein im genannten Jahre (1479). Den Gesang machte zu seinem Besitz, zu seinem Eigentum der genannte König Axayaca-tzin. Er ließ ihn singen, wann er sich erfreuen wollte;

und immer leitete den Gesang der obengenannte Quecholcoua-tzin, später mit Namen Don Jeronimo, sehr liebte er ihn, brachte er Mexico Gesang bei. Und diesen Gesang machten auch zu ihrem Eigentum der Sohn des Axayaca-tzin, namens Teçoçomoc Acolnauacatl, und dessen Sohn, der Enkel des Axayaca-tzin, Don Diego de Alvarado Huani-tzin, der König von Ecatepec wurde und dann Gouverneur von Mexico-Tenochtitlan; denn auch sie gaben Konzerte und Bälle im Palasthaus von Mexico, weil der Gesang sehr berühmt war und dieser der Stolz des Staates vom Amaquemecan war, das jetzt nur als kleiner Staat sich präsentiert.“

Es ist mir nun gelungen, diese alte Nationalhymne des Chalcā und der Aztecā ausfindig zu machen. In der Biblioteca Nacional von Mexico findet sich ein altes Manuskript wohl aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, aus dem in photographischer Wiedergabe 1904 von Antonio Peñafiel Cantares en Idioma Mexicano herausgegeben wurde. Auf Blatt 31b und 32a entdeckte ich nun die Nationalhymne, von der uns Chimalpahin erzählt. Da sie noch nicht herausgegeben ist, halte ich es für geboten, sie nicht nur durch eine Übersetzung bekannt zu geben, sondern auch ihren Text zu veröffentlichen<sup>3)</sup>.

Wer die Geschichte des Chimalpahin aufmerksam durchgelesen hat und sich dann an den „Kriegsgesang der Chalcā“ in meiner Übersetzung macht und beides miteinander vergleicht, wird sehen, daß ich die Hymne richtig mit der von Chimalpahin erwähnten identifiziert habe. Naturgemäß bot die Übersetzung der aus vorspanischer Zeit stammenden Hymne große Schwierigkeiten, so wie die von Sahagun überlieferten alten vorspanischen Götterhymnen sie einst Ed. Selser (S. 2. 11) boten. Die alten Götterhymnen sowie unsere Nationalhymne müssen gesungen gedacht werden. Ich habe die Triller, die nicht zum Text gehören, in Klammern gesetzt. Um ein Verständnis der Hymne zu erleichtern, lasse ich ihr eine inhaltliche Erklärung der einzelnen Strophen folgen. Ich bin mir wohl bewußt, daß bei der Übersetzung und Erklärung ich mich im einzelnen geirrt haben kann, aber als Ganzes werde ich die Hymne richtig erfaßt haben.

### Text der Hymne.

Nican ompehua yn chalcayotl Melahuac yexcan quiça Melahuac  
yaocuicatl Melahuac xochicuicatl yhuan

yaocuicatl.

1.

Cā ye no (ya)n cuicani o(ya)moquetz huehuetl o(ya)moman  
cuicatl chalco ye nican y ixtlahuacan y cōcotitlan y ohua(ya).

2.

Quauhythualco mittotia ye oncan in tetcutin i Moteucçomatzi, Neçahualcoyotzi, chimalpopocatzi omelelquiça ixtlahuacan y ohu(ya).

3.

Pixahui ntzetzelihui ye itzmolinia yn ixochiuh y in icelteotl çan chichimecatl teuctla ohua(ya).

4.

Ayuhquin yolintlacati tepilhuan y in mocnihua (aya)hue ocuel achi mitzahuiltico in ayoquantzin iztac coyotl hui(ya) cuix moçomaznequi ye ehua(ya) çan pepehualtilo in ipaltinemi ohua(ya).

5.

Chalchiuhtica(ya) ntlapahui(a) teocuitla(ya) ntlapanqui onca ye moxochiuh ypalnemoa in oncan ye onmani(a) cōcotl ixpan y ahcan iuhqui mani(a) moxochiuh in chimalli xochitla ohua(ya).

6.

Toncohuili toncohuili tecpan on coçahui(a) xochitl on tzetzelihui chimalli an papalotl mantlachichina(ya) moquahuixochiuh tonatimani(a) xelihui(a) xelihui(a) mochimalli xochiuh ye ic ye choca nteuctli y onquateotl ohua(ya).

7.

ye mimilintihuitz in xochiatl in tlachinolli(ya) oncan amonmani(a) antepilhuan çan chichimeca y Amaquemecatzin a yztac coyotzin conmotlanehuili(a) ana(ya) yniuh ychimal yn ipalnemoa amo mac quimana tlachinolxochitl a y yaoxōchitl yacon anquinequi yacon anquelehui(a) o antepilhuan ohua(ya).

8.

yn tele ma yhuian cahuilti(a) in ipalnemoani in tele ma yhuian cahuilti(a) in icel teotl oc on icac huehuetl oc on mani xochitl amehontlanehui chichimecatl y toteociteuctli tele quahui pantica teocuitla nchimaltica conahuiltia in quauhtlehuanitla ohua(ya).

9.

qui(ya) manaznequi(a) y quinontlamati n ypalemoani yauh ytepeuh o Chalco ye nican Amaquemecan hui(ya) ohua ye y (ya) icha ohua(ya).

ym macac omeyayyolloh antepilhuan y chichimeca y yn macac ce tlani pani (ya) conilhuia nDios tlalticpac ye nican ohua (yayia) y ichan ohua(aya).

### Übersetzung der Hymne.

Hier fängt an, was zu den Chalca gehört, feierlich in drei Teilen, es klingen aus der feierliche Kriegsgesang, der feierliche Blumen-gesang und das Lied der Barmherzigkeit.

#### Kriegsgesang.

1.

Schon ist da der Sänger, aufgestellt ist die Pauke, angestimmt der Gesang; Chalco ist schon hier auf dem Plan bei den Turteltauben. Ohuaya!

2.

Im Adlerhof tanzen schon dort die Fürsten; Motecuçoma, Neçaualcoyotl, Chimalpopoca erfreuen sich auf dem Plan. Ohuaya!

3.

Schon blühen, stehen in Blüte, knospen schon auf die Blumen des alleinigen Gottes, des einzigen Chichimecatl-Herren. Ohuaya!

4.

Nicht wie die Edeln treten ins Leben deine Freunde — hue! — warte nur ein wenig; es kommt dich zu erfreuen der Ahoquan-hin, hui, der weiße Coyote! Soll ergrimmen er? schon steht er auf — nur zürnen er, durch den wir leben? Ohuaya!

5.

Als Edelsteine erklingen, wie Gold läuten dort deine Blumen, du, durch den man lebt; dort breiten sie sich aus vor den Turteltauben. Nirgends breiten sich auf dem Schild die Blumen so aus wie deine Blumen. Ohuaya!

6.

Du hast eingeladen, du hast eingeladen in den Palast, gelb scheinen die Blumen, stehen in Blüte am Schild. Die Schmetterlinge mögen fangen deine Baumb Blüten, die in der Sonne stehen. Es verteilen sich, verteilen sich deine Schildblumen. Bald weint über sie der Herr, der doppelköpfige Gott. Ohuaya!

## 7.

Schon schwellen an das rosenrote Wasser, der Brand! Dort breitet ihr Edle euch aus, nur Chichimecâ von Amaquemecan! Nicht stellt an der, durch den wir leben, einen Vergleich mit dem weißen Coyoten; er nimmt ihn wie sein Schild, nicht gibt er preis die Brandblume, nicht die Kriegsblume. Seine Wasservase wünscht ihr, seine Wasservase verlangt ihr, o Edle. Ohuaya!

## 8.

Es möge doch glücklich ihn erfreuen, der durch den man lebt! Es möge glücklich erfreuen der alleinige Gott! Da steht die Pauke, da breiten sich aus die Blumen! Euch zieht er vor, der Chichimecatl, Toteociteuctli. Er möge hoch aufpflanzen die Fahne in Gold mit dem Schild, ihn erfreut der aufsteigende Adler. Ohuaya!

## 9.

Er will sie niederwerfen, es bezaubert sie der, durch den man lebt. Er kommt zu seinem Berg, o Chalco; hier in Amaquemecan — huy, ohua — ist sein Haus! Ohuaya!

## 10.

Der gab — zweifelt ihr Edle der Chichimecâ? — der gab, ist Einer, unten und oben spricht er, Gott auf der Erde; hier — ohua — ist seine Wohnung. Ohuaya!

## Erklärung.

Melauac cuitlatl ist nach Molinas Wörterbuch canto llano, der „Choralgesang“ oder Kirchengesang. Die drei Teile sind, was von der Poesie der Chalca in unserer Handschrift wiedergegeben wird.

Strophe 1: der cuicani wird der Vorsänger sein, der dirigiert, bei Chimalpahin der hue-cuicani, der wohl bei der huehuetl, der Pauke (s. o.) stand. In o-ya-mo-qetza ist hier wie sonst im Gedicht in Anpassung an die Melodie ein ya (oder sonst ein aya oder ä) eingeschoben, s. Seler G. A. II 967. Jede Strophe schließt mit dem melodischen ohuaya. Unter Chalco sind natürlich die Bewohner der Stadt und des Staates gemeint, die sich im Tempelhof versammelt haben. Dieser, der in der zweiten Strophe „Adlerhof“ heißt, wird hier ixtlahuacan genannt, eigentlich ein Platz ohne Bäume.

Strophe 2 gehört sicher nicht ursprünglich zum alten Lied; sie wurde wohl erst eingeführt, als es in Tenochtitlan Eingang als Nationalhymne fand. Die drei genannten Könige passen nicht zusammen:

Motecuçoma II., König der Azteken, bestieg den Thron erst 1502, Neçualcoyotl, König von Tezcuco, starb schon 1472 und Chimalpopoca, König vom verbündeten Tlacopan, regierte seit 1470! An Stelle von Motecuçoma mußte Axayacatl stehen.

Strophe 3 knüpfte tadellos an die erste Strophe an. Im Hof des Heiligtums, wo man sich versammelt hat, wo die Tauben girren, erhöhen die jungen Blumen die Feststimmung. Chichimecatl tecutla ist hier nicht der Titel des Königs von Amaquemecan, sondern, wie der Parallelismus zeigt, der des Gottes.

Strophe 4 redet die Gottheit, die die Blumen schenkte, an, und deren Entstehen ein größeres Geheimnis als das der tepilhuan ist. Die te-pil-huan sind hier nicht die „Menschenkinder“, was es auch heißen könnte, sondern die „Abligen der Leute“, die „Edlen“; pilli ist nicht nur „Sohn“, sondern auch „der Adlige“ (vgl. das spanische hidalgo!). Die Gottheit erwartet den Eingang der huldigenden Prozession im Hof: an ihrer Spitze Aoquantzin I., der König von Itztlacoçauhcan († 1459), begleitet von seinen Kriegern. Diese werden nach dem Prozessions- und Kriegskostüm, das sie tragen, als weiße Coyoten (yztac coyotl) bezeichnet. Die Gottheit wird hier mit dem viel gebrauchten Namen i-pal-nemoani „durch den man lebt“ genannt. Wenn es von ihr heißt, daß sie zürnt, muß man in Not gewesen sein.

Strophe 5: Die Blumen der Gottheit, die wie Edelsteine und Gold erklingen, und die die Blumen der Devisen auf den Schilden der Krieger übertreffen, läuten die nahende Hilfe ein.

Strophe 6 redet wieder die Gottheit an. Diese hat die Krieger zu sich eingeladen. Jetzt ist die Rede von den Devisen-Blumen auf den Schilden. Wenn die Gottheit bald über sie weint, so wissen wir jetzt, worum es in der Festversammlung geht: man rüstet sich zum Krieg, da manches Schild der Hand der Helden entfallen wird. Auch wird jetzt zum ersten Male die Gottheit näher gekennzeichnet, die in der dritten Strophe als „alleiniger Gott und Chichimecatl-Herr“, in der vierten und fünften Strophe als „der, durch den man lebt“ bezeichnet wurde. Jetzt heißt sie tecutli „Herr“ und on-qua-teotl „der doppelköpfige Gott“. Das könnte auf einen Feuergott führen; so ist qua-xolotl „an der Spitze sich gabelnd“, d. i. „zweiköpfig“ die Flamme. Auch ist tecutli wohl ursprünglich Bezeichnung des Feuergotts. Auch ipalnemoani wird sehr gut auf den Feuergott passen, denn das Feuer ermöglicht nach mexikanischen Glauben erst das Leben. Auch daß gerade die Blumen als gelb bezeichnet werden, ist charakteristisch, und

der Schmetterling ist Repräsentant der Feuergotttheiten. Vielleicht ist in unserer Strophe auch der Schmetterling eine Anspielung auf die mannigfachen Schmetterlingsembleme auf den Schilden. Es mag auch sein, daß die als Edelsteine (chalchiuitl) in der fünften Strophe geschilderten Blumen auf den Feuergott, den Patron der Juweliere und Goldarbeiter, anspielen sollen. Sehr wahrscheinlich ist auch für unser Lied, daß das Idol des Feuergotts identisch ist mit dem otlanamitl von Amaquemecan, einem Gestell aus vier Bambuspfeilen mit dem Schild des Kriegsgotts, das 1440 Motecuçoma I. sich von den Chalca lieh, um in einem Krieg gegen die Tepaneca Erfolg zu haben. Das führt zur 7. Strophe.

Strophe 7: Die Gottheit, in deren Heiligtum man sich versammelt, ist nicht nur Feuergott, sondern wie Xiuh-tecutli, der „Herr des Türnisses“, auch Kriegsgott. Und der Krieg hat bereits begonnen: als allgemeine metaphorische Bezeichnung für den Krieg (yaoyotl) galt tlachinoeli „Wasser und Verbranntes“. Was gewöhnlich atl heißt, nennt unser Lied xochiatl „Blumenwasser“, das ich nach Molinas aqua rosada mit „rosafarbenes Wasser“ bezeichnen möchte. Auf der blutigen Walstatt breiten sich die Chichimeca-Krieger von Amaquemecan aus. Nun, da die Not groß ist, haben sie sich im Tempelhof versammelt, um die Hilfe ihres Gottes zu ersuchen. Da wird ihnen der Trost zuteil. Die Gottheit selbst redet in der



Der weiße Coyote.

7. Strophe: Der Chichimeca, den der Gott nach seiner Devise, in die er sich verkleidet hat, als „weißen Coyoten“ bezeichnet, ist für ihn unvergleichbar, er trägt ihn wie ein Schild bei sich. Der Krieg und sein Erfolg ist deshalb in seiner Hand; nur das kann der Sinn der Worte sein: „er gibt nicht preis die Brandblume und die Kriegsblume“. Die „Wasservase“ (a-comitl), nach der die Helden verlangen, erklärt sich aus der Hieroglyphe, die das Wasser gewöhnlich in einem Gefäß be-

findlich darstellt. So wird auch im berühmten Coder Borgia (Blatt 47) atl tlachinolli durch ein Wassergefäß und ein brennendes Haus dargestellt. Die Chichimeca wünschen den Krieg erfolgreich.

Strophe 8 gibt die Antwort auf das Orakel der vorangehenden Strophe; wir müssen sie uns wohl von einem Chor gesungen vorstellen. Zuerst ein Gebet um ein glückliches Ende des Krieges. Vielleicht wurde jetzt das Idol geholt, unter stärkstem Einsatz der Pauke mit nochmaliger Verheißung des Sieges. Wie in der dritten Strophe der Gott als Chichimecatl tecutli bezeichnet wurde, so nun als Chichimecatl toteoci-tecutli „unser gieriger Herr“<sup>1)</sup>, der Fahne und Schild als Kriegsgott trägt: Der absteigende Adler (quauhtleuanitl) ist tonatiuh der Sonnengott, der eigentliche und oberste Repräsentant des Krieges und der Krieger, der auch über den Kriegsgöttern steht.

Strophe 9 meldet die Ankunft des Idols im Hause des Gottes auf dem Berg von Amaquemecan und gibt einen Zauberspruch, der die Feinde zu Boden wirft.

Strophe 10 schildert den Gott von Amaquemecan als den Spender alles dessen, was oben und unten ist. Zu der äußeren Formulierung liegt vielleicht christlicher Einfluß des Schreibers vor, aber nötig ist die Annahme nicht. Der Glaube an den ipalnemoani ließ auch so reden. Allerdings ist das „Dios“ des Textes sicher christlicher Ersatz für einen heidnischen Gottesnamen.

### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Siehe die Aufsätze von Seler, *Ges. Abhandlungen* II (1904) S. 676 ff., 695 ff., *Abbildungen der Musikinstrumente* daselbst III 279; in *Farben Sahagun* ed. Paso y Troncoso, vol. 5 Lam. XLVIII.

<sup>2)</sup> Siehe Seler *G. A.* III. 275.

<sup>3)</sup> Dan. Brinton in seinem *Ancient Nahuatl Poetry* 1887 hat von den Cantares unsere Hymne nicht ausgegeben. Ich habe die Hymne genau nach der Photographie wiedergegeben; nur an Stelle des superlinearen Abkürzungsstrichs am Schlusse der Wörter habe ich ein n gesetzt. Der Strich in cocotitlan (Str. 1) und in cocotl (Str. 5) bedeutet wohl den Saitillo, wie das Häkchen in amo (Str. 7). Geändert habe ich nur das sinnlose Amecatzin (Str. 7) in Amaquemecatzin, ebenda tlanehuilan in tlanehuilli(a). Für das zweite yacon hat der Text nur acon, da in der Aussprache das anlautende i mit dem schließenden i des vorangehenden Wortes verschmolzen ist. In Strophe 7 ist für mimilintivitz des Textes natürlich mimiliutivitz zu lesen.

<sup>4)</sup> Toteocitecutli ist hier sicher nicht der Name des Königs von Chalco Acxotlan (1407—1440).

# Noch ein Wort zu der Grey-Biographie G. M. Trevelhans

Von Gustav Roloff

(Berlin, im Mai 1938)

Zu der Biographie Edward Greys von G. M. Trevelhan ist in der deutschen Forschung mehrfach referierend und kritisch Stellung genommen, z. B. von Erich Brandenburg in den Berliner Monatsheften (XV, 8), aber es scheint mir noch ein Wort darüber geboten, da das Buch mit dem Anspruch auftritt, eines der wichtigsten Probleme aus der Vorgeschichte des Weltkriegs, die deutsch-englischen Beziehungen, authentisch aufzuklären. Umsomehr haben wir die Pflicht, näher zu prüfen, ob wir bei dem Verfasser ein wirkliches Verständnis für die großen Fragen finden, das wir bei seinem Helden vermissen, als vor kurzem eine deutsche Übersetzung erschienen ist, die dem Buche einen weiten deutschen Leserkreis gewinnen soll. Haben doch schon die Denkwürdigkeiten Greys durch ihre geschickte, aber völlig verzeichnete Schilderung der Zusammenhänge und Personen viel dazu beigetragen, in weiten Kreisen, die der Forschung ferner stehen, falsche Vorstellungen zu verbreiten.

Schon die Grundthese Trevelhans, daß Deutschland die Eroberung der Hegemonie in Europa, ja die Weltherrschaft erstrebt habe — er vergleicht es mit Spanien und Frankreich unter Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I. — ist, wie Brandenburg bereits betont hat, falsch, und der Verfasser macht nicht den bescheidensten Versuch, sie zu beweisen. Man kann ihn schon durch die einfache Frage entwaffnen, warum denn Deutschland nicht im Jahre 1905 oder 1908, als Rußland kampfunfähig war, zu einer solchen Vergewaltigung Europas geschritten ist? Und wie wenig seine Anschauungen in die Tiefe dringen, zeigt seine Darstellung des Verhältnisses zwischen

Deutschland und Frankreich: die Annexion Elsaß-Lothringens ist ihm der Urgrund des Gegensatzes zwischen beiden Ländern. Er übersieht völlig, daß die elsäß-lothringische Frage nur ein sekundäres Moment war, daß der Gegensatz schon lange vorher in der Feindschaft Frankreichs gegen die deutsche Einheit begründet war, und daß die Annexion zur Sicherung der neuen Einheit gegen die französische Feindschaft dienen sollte. Die „Revanche“ bedeutete daher für die Franzosen weit mehr als nur die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, dahinter stand stets die Idee, das Deutsche Reich wieder zu zerschlagen und Frankreichs Vorherrschaft auf seinen Trümmern aufzurichten. Es war ein geschichtliches Verhängnis: da Frankreich einmal seine nationalen Grenzen überschritten und deutsches Gebiet annektiert hatte, mußte es stets auf die Rückforderung seiner Eroberungen durch ein zu Kräften gekommenes Deutschland gefaßt sein. Die französische Propaganda während des Krieges und die Ereignisse von 1918—30 bezeugen diese Gedanken deutlich genug. Ein Autor, der diese Grundlage des deutsch-französischen Gegensatzes nicht kennt, muß notwendig zu einer schiefen Beurteilung der Jahrzehnte nach 1871 kommen.

Nicht richtiger beurteilt der Verfasser die deutsch-russischen Beziehungen. Er sieht in dem Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn den Ursprung des Gegensatzes zwischen Rußland und Deutschland, ja den Beginn der Einkreisung Deutschlands. Das Bündnis, sagt er, unterstützte die antislawische Politik Oesterreichs in den Balkanstaaten, zwang Rußland zum Bündnis mit Frankreich und wurde so der Anlaß zu dem „unheilvollen Bündnisystem“, das schließlich zum großen Kriege führte. Jeder Satz in dieser Aufstellung ist falsch. Von einer antislawischen Politik Oesterreich-Ungarns kann man nicht sprechen; Serbien stand ja damals Oesterreich nahe, es handelte sich vielmehr um den Schutz der Habsburgischen Monarchie vor der drohenden Umklammerung durch Rußland und damit zugleich um den Schutz der westlichen Balkanlawen vor der russischen Vergewaltigung. Und das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland war im Prinzip seit 1871 in Paris wie in Petersburg beschloffen. Beiden Staaten war der legitime Zusammenschluß der deutschen Nation widerwärtig, weil er ihre hergebrachte politische Einflusssphäre in Mitteleuropa einengte. Schon die Haltung des Fürsten Gortschakoff während und nach der Dreikaiserzusammenkunft im Jahre 1872 und vollends während der angeblichen Friedenskrise von 1875 zeigt die Gemeinschaft Rußlands mit Frankreich aufs deutlichste, und in Frank-

reich hat man stets die Zuversicht gehegt, an Rußland eine mächtige Stütze zu besitzen<sup>1)</sup>.

Wenn Trevelyan dem russisch-französischen Bündnis ausschließlich defensiven Charakter zuschreibt, so hätte er sich aus den französischen Akten eines Besseren belehren können. Die Äußerungen Murawiewffs und Delcassés, daß die Allianz an dem Tage ihren Wert verloren habe, an dem Frankreich den Verlust Elsaß-Lothringens als endgültig betrachte (25. Juni 1901), scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Bei diesen vorgefaßten Meinungen und unzureichenden Aktenkenntnissen konnte ihm natürlich nicht zum Bewußtsein kommen, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich für beide ein Gebot der Selbsterhaltung war, daß Deutschland insbesondere sich gegen seine beiden Nachbarn auf die Habsburgische Großmacht stützen und deshalb auf ihren Schutz bedacht sein mußte. Er hat wohl auch nicht erkannt, daß seine Kritik des Bündnisses eine herbe Verurteilung Beaconsfields und Salisburys enthält, die beide den Bund mit großer Freude begrüßten und sogar zur Teilnahme daran bereit waren (Berliner Monatshefte XII, S. 3).

Vollends oberflächlich beurteilt Trevelyan, wie Brandenburg ebenfalls bemerkt hat, die Lage Oesterreich-Ungarns. Nirgends erwähnt man, daß die Wiener Regierung sich seit 1903 gegen revolutionäre, mit verbrecherischen Mitteln arbeitende Angriffe verteidigen mußte, und daß die Annexion Bosniens ein solcher Akt der Selbstverteidigung war. Der Verfasser tadelt natürlich die Annexion als Bruch des internationalen Rechts scharf. Er leitet das Recht zu diesem Verdikt aus der Gewohnheit der britischen Regierung her, das internationale Recht und die Verträge um ihrer selbst willen aufrechtzuerhalten (S. 224/5). Leider werde diese englische Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit von den europäischen Staatsmännern in der Regel als Machiavellismus interpretiert. Aber er hütet sich, diesen Grundsatz auf den Ursprung der Marokkokrise, die Beseitigung des internationalen Vertrags von 1880 durch England und Frankreich, anzuwenden, und er hätte von diesem ethischen Standpunkt aus bei der Besprechung des österreichisch-serbischen Konflikts im Jahre 1914 hervorheben müssen, daß die Wiener Maßregeln zum guten Teil durch die üblen Erfahrungen, die man mit der serbischen Vertrags-treue seit 1909 gemacht hatte, zu erklären sind.

<sup>1)</sup> Koloff, Entstehung der russisch-französischen Allianz. „Gelbe Hefte“ Okt.-Nov. 1939.

Die Grundthese, daß Deutschland nach der Hegemonie zu Wasser und zu Lande getrachtet habe, soll plausibel gemacht werden durch die wiederholte Behauptung, daß Deutschland bereits die stärkste Armee der Welt geschaffen und sich um die Errichtung der stärksten Flotte bemüht habe. Hierauf einzugehen, lohnt kaum noch; zu oft ist schon nachgewiesen, daß Deutschland nie eine der englischen ebenbürtige oder gar überlegene Flotte geplant hat, daß seine Armee selbst unter Einschluß seiner Bundesgenossen dem Zweibund numerisch bei weitem nicht gewachsen war, und daß bei der steigenden Vermehrung der russischen Armee das Mißverhältnis sich noch vergrößern mußte. Es beleuchtet seine Parteilichkeit, daß er in der Schilderung der maritimen Maßregeln auf beiden Seiten völlig beiseite läßt, daß die englische Marinepolitik im Jahre 1902, also als die deutsche Flotte erst in ihren Anfängen war, durch die Verstärkung der heimischen Geschwader und den Bau des Nordseehafens Firth of Forth eine entschieden anti-deutsche Richtung einschlug. Die Drohungen, mit denen die Navy League und andere Kreise, der Admiral Fitzgerald, der erste Zivillord der Admiralität Lee und der Großadmiral Fisher diese Neuerungen begleiteten, kann er nicht ganz verschweigen, aber er gibt ihnen eine überaus harmlose Deutung: es seien halb ernste, halb spaßhafte Bemerkungen, die „die humorlosen Deutschen“ nicht verstanden hätten. „Sie nahmen natürlich an, daß entsprechend ihrem eigenen verfassungsmäßigen Brauch unsere Marine- und Heeresautoritäten einen Einfluß auf die Politik hatten, den sie in der Tat außer dem ihnen vorbehaltenen Bezirk der technischen Beratungen nicht besaßen.“ Hier tritt die grundfalsche, aber in den englischen Darstellungen anscheinend unausrottbare Vorstellung auf, daß in Berlin eine Art militärischer Nebenregierung, die im letzten Grunde die Politik dirigiert habe, bestanden habe, während in England allein die verantwortlichen verfassungsmäßigen Faktoren die Politik geleitet hätten. Tatsächlich war es umgekehrt. Wo und wann hat in Deutschland eine Militär- oder Marinebehörde einen nicht verfassungsmäßigen Einfluß ausgeübt? Daß Tirpitz gegen Bethmann-Holweg im Jahre 1912 durchdrang, kann man nicht als Beweis anführen, denn die Beratungen fanden in durchaus verfassungsmäßiger Form statt. Wann hat in Deutschland eine militärische Behörde eigenmächtig, ohne Befragung der verfassungsmäßigen Instanzen, eine so wichtige Maßregel getroffen wie der englische Staatssekretär Churchill, als er am 26. Juli 1914 die von der Regierung beschlossene Demobilisierung der Flotte nicht ausführte? Und wann

hätte der deutsche Generalstab je eine derartige Tätigkeit entfaltet wie der englische General Wilson, der durch seine halb eigenmächtigen Verhandlungen mit Foch die französische Zuversicht auf die englische Kriegshilfe verstärkte und damit seine Regierung moralisch verpflichtete?

Viel Raum wird der Behauptung gewidmet, daß die englische Politik, insbesondere die Politik Grey's, nie ein Uebelwollen gegen Deutschland vertreten habe: nie habe sie an Isolierung und Einkreisung gedacht, nie habe sie aggressive Neigungen in Frankreich und Rußland gegen Deutschland unterstützt; keine Entente enthalte irgend eine Feindseligkeit gegen Deutschland. Im Gegensatz zur deutschen Politik, die — ein unseliges Erbe Bismarck's — Unfrieden zwischen den Mächten zu säen bemüht gewesen sei, habe die englische stets für Beseitigung aller Reibungsflächen gearbeitet. Und speziell ihr Wohlwollen für Deutschlands Expansion in Afrika und Asien habe sie durch die Verträge bewiesen, die im Jahre 1914 bis zur Unterzeichnung gediehen waren.

Ist dem Verfasser in seiner Polemik gegen die Idee der Einkreisung nicht bekannt geworden, daß König Eduard durch persönliche Einwirkung auf Kaiser Franz Josef im Jahre 1908 das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich zu lockern versucht und im folgenden Jahre in Italien dieselbe Taktik eingeschlagen hat? Der König hat sich nicht gescheut, die italienische Regierung mit der Wahrscheinlichkeit eines nahen deutsch-englischen Krieges zu ängstigen und nach dem Urteil des russischen Geschäftsträgers starken Eindruck damit erzielt (Siebert, 22. Juni 1909). Gerade der Biograph Grey's hätte Anlaß gehabt, diese Episode nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sondern, weil die englischen Akten uns hier im Stich lassen, die Stellung des amtlichen Leiters der auswärtigen Politik zu dieser unverantwortlichen Nebenregierung klarzulegen. Kenntnis davon muß Grey gehabt haben, da auch der Botschafter in Rom, Sir Renell Rodd, mit dem Grey auf intimum Fuße stand, eingeweiht war. Trevelyan hätte sich die Frage vorlegen müssen, ob nicht diese Vorgänge, die der deutschen Regierung bekannt wurden, dazu angetan waren, die Vertrauenswürdigkeit der englischen Regierung in Berlin zu vermindern und die englisch-deutschen Beziehungen zu vergiften.

Falsch ist sodann, daß der englisch-französische Vertrag von 1904 keine Aggression gegen das Deutsche Reich enthalten habe. Man braucht heute nicht mehr nachzuweisen, daß die Franzosen beabsichtigten, die deutsche wirtschaftliche Rivalität in Marokko auf admini-

strativem Wege zu bekämpfen und namentlich jeden politischen Einfluß Deutschlands auszuschließen. Wir können aber noch mehr behaupten. Für die französische Regierung und die öffentliche Meinung stand fest, daß der Kolonialvertrag mit England zugleich ein Hilfsmittel für die Revanche sein sollte. Nicht überseeische Fragen, wie Aegypten und Marokko, führten französische Staatsmänner und Publizisten während der Verhandlung über das Abkommen aus, bildeten den Angelpunkt der französischen auswärtigen Politik, sondern die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens. Diesem Zweck müsse auch die Gewinnung der englischen Freundschaft durch das koloniale Abkommen dienen. Die englische Regierung wußte also erstens, daß die französische nach dem Abschluß des Vertrags eine Aktion zur Verdrängung der Rechte der Deutschen in Marokko beginnen werde, und zweitens, daß der Geist der Revanche, der grundsätzlich friedensfeindlich war und früher oder später zum Kriege führen mußte, durch die neue Freundschaft belebt werden sollte<sup>1)</sup>. Allerdings hat nicht Grey, sondern Lansdowne den Vertrag geschlossen, aber Grey hat sich innerlich und äußerlich mit ihm identifiziert, trägt also die Verantwortung für die Verschärfung der deutsch-französischen Beziehungen seit 1904 mit.

In der Entente von 1907 lebte kein besserer Geist. Zunächst: wie verträgt es sich mit der so emphatisch gerühmten Aufrichtigkeit und Vertragstreue Greys, wenn er in dem Vertrag feierlich die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und Integrität Persiens proklamierte, obgleich er nach Trevelhans eigenen Worten genau wußte, daß die Unabhängigkeit Persiens längst verletzt war, und daß Rußland unter dem Schutz dieses Vertrags sie auch fernerhin zu verletzen entschlossen war? (S. 116 ff.) Die Gründe, die Grey und nach ihm Trevelhan anführen, daß das Abkommen für England Vorteile brachte und daß England schwerlich ohne Krieg dem russischen Vordringen in Persien Einhalt tun konnte, haben viel Gewicht, aber sie heben den Widerspruch zwischen Prinzip und Praxis nicht auf und sind mit dem Charakter der Greyschen Politik, wie ihn Trevelhan angesehen wissen will, nicht verträglich.

Wenn dann Trevelhan zum Beweise für die deutschfreundliche Gesinnung Greys auf die Vertragsentwürfe von 1914 hinweist, so übersteht diese Argumentation, daß dem durch den Krieg vereitelten

---

<sup>1)</sup> Der Beweis hierfür in meinem Aufsatz in den „Münchener Gelben Seiten“, April 1938.

Vertrage über die Bagdadbahn eine Reihe von Jahren bitterer englischer Feindschaft gegen die Bagdadbahn vorherging, und daß die englisch-russische Entente auf den Ausschluß Deutschlands aus Persien hinarbeitete. Keine Konzession politischen Charakters dürften Deutsche erhalten, stellten Grey und Iswolski während der Verhandlungen fest, und nach dem Abschluß hat gerade Grey immer wieder betont, daß Deutschland eine Eisenbahnkonzession in Persien nicht erhalten, überhaupt keine Rolle dort spielen dürfe (9. Oktober 1908, 16., 18. März, 17. August 1910). Ja, die Erteilung von Konzessionen irgendwelcher Art an Deutschland war ihm unwillkommen. Er sprach sich gegen die Erteilung von Konzessionen an Deutsche in der neutralen Zone aus (27. November 1909, Oktober 1912), und die Zulassung der deutschen Interessen in der russischen Zone schien ihm höchst bedenklich (6. Februar 1912). Damit war der Kampf gegen deutsche Unternehmungen in Persien überhaupt eröffnet, denn Grey wird gegen die Deutschen in der englischen Zone nicht entgegenkommender gewesen sein als in den beiden anderen (die Belege bei Siebert).

So ist die Schilderung der englisch-deutschen Beziehungen auf falschen Grundlagen aufgebaut. Indessen, diese asiatischen Angelegenheiten, so charakteristisch sie für den Geist der Greyschen Politik sind, betreffen doch nur die Peripherie in den großen Beziehungen, ins Zentrum führt Greys Stellungnahme zu den Balkanfragen. Auch hier hat Grey nach Trevelyan stets den Frieden zu fördern gesucht; er hat als „ehrlicher Makler“ zwischen Oesterreich-Ungarn und den slawischen Interessen am Balkan gehandelt, „er hat weder direkt noch indirekt die Balkanallianz angestiftet“. Er war „schuldlos“ (blameless) in dieser Sache: es muß also wohl ein blame in der Herbeiführung des Balkanbunds liegen. Hier führen die Tatsachen den Verfasser völlig ad absurdum. Im Oktober 1908 hat der serbische Minister des Auswärtigen Milowanowitsch Grey und seinem Unterstaatssekretär Hardinge persönlich vorgetragen, daß Serbien eine Kompensation für die Annexion Bosniens verlange und den Krieg vorbereiten werde, wenn sein Wille nicht erfüllt werde. Er hat ihnen weiter seine Absicht enthüllt, sich mit Bulgarien zu verständigen, und die Antwort erhalten, „England blicke mit der größten Sympathie auf die Annäherung der Balkanstaaten. Auf meinen (Milowanowitschs) Wunsch werde man in Sofia Ratschläge geben und in Konstantinopel erklären, daß ein serbisch-bulgarisches Abkommen nicht gegen die Türkei gerichtet sei“. Als Grey diese Versicherung gab, wußte er, daß Oesterreich die Er-

füllung der serbischen Kompensationsforderung verwarf, er war auch der Meinung, daß Serbien kein Recht zu einem solchen Anspruch habe: er hat trotzdem diese Erklärung abgegeben und damit den serbisch-bulgarischen Bund, der nach Milowanowitschs Worten auf den Krieg hinauslief, wenn nicht angestiftet, so doch in seinen ersten Anfängen lebhaft gefördert. In den nächsten Monaten hat England weiter für ein Bündnis der Balkanstaaten gewirkt, um das weitere Vordringen des österreichischen Einflusses auf der Balkanhalbinsel zu verhindern. Wenn die Londoner Regierung zugleich der Belgrader wiederholt den Rat gegeben hat, es nicht zum Bruch mit Oesterreich-Ungarn zu treiben, so war dieser friedliche Rat zeitlich bedingt, weil keine Großmacht augenblicklich Serbien beistehen werde. Aber Hardinge setzte bei einer solchen Mahnung hinzu (27. Februar 1909: Boghitschewitsch, Die auswärtige Politik Serbiens, Nr. 103), „daß es besser wäre, sich in das Unvermeidliche zu schicken, andererseits sich aber vorzubereiten, sich zu organisieren und alle Kräfte für eine künftige bessere Gelegenheit zu konzentrieren“. Und in den folgenden Wochen hat Grey der serbischen Regierung abermals Verständigung mit Bulgarien empfohlen und sich entsprechend in Sofia geäußert, wofür er stets Nachrichten über den Stand der serbisch-bulgarischen Besprechungen erhielt (z. B. 28. April 1909). Eine offizielle Vermittlung übernahm die englische Regierung zwar nicht, aber, sagte Hardinge, sie sei bereit, „in passender Form und zu passender Zeit, „par un mot ci — par un mot là ihre Disposition in dieser Richtung zu bekunden“ (25. Mai 1909, Boghitschewitsch). Bulgarien und Serbien müßten einander finden, denn es bestehe eine Interessengemeinschaft zwischen ihnen, wie etwa zwischen England und Frankreich. Ueber den politischen Charakter dieser östlichen Entente war Hardinge ebenfalls nicht im Zweifel: die letzte Balkankrise, sagte er, wäre möglicherweise ganz anders ausgefallen, wenn Serbien und Bulgarien von Anfang an einig gewesen wären. Darum sollten die Balkanländer an die Zukunft denken: „nur zwei Jahre soll der Friede am Balkan herrschen, es sollen die gegenseitigen Ueberfälle und Treibereien endlich einmal aufhören, dann wird sich vieles ereignen, und man wird vieles wieder gut machen können“. Daß die serbische Regierung diese Worte als Billigung ihrer Bestrebungen, das Ergebnis der letzten Monate in Bosnien wieder umzustößen, auffassen mußte, leuchtet ein. Sie konnte also bei einem neuen Konflikt mit Oesterreich-Ungarn außer auf das Wohlwollen Rußlands auf das Englands rechnen: in ihrer unter-

irdischen Propaganda gegen die Wiener Regierung in den südslawischen Provinzen mußte sie sich durch solche Bemerkungen gestärkt fühlen. Die englische Regierung ist somit moralisch mitverantwortlich für die in den folgenden Jahren von Serbien ausgehenden Attentate und sonstigen Unternehmungen bis zum 28. Juni 1914. Um so weniger konnte Grey den offensiven anti-österreichischen Charakter des erwünschten Balkanbunds bezweifeln, als Iswolsti seine Absicht, den Balkanbund in den Dienst seiner österreichfeindlichen Politik zu stellen, deutlich aussprach (2. November 1909, Nr. 871). Dies Bekenntnis hielt Grey und Hardinge nicht ab, ihr Zureden in Belgrad und Sofia fortzusetzen, sie empfahlen sogar, auch Montenegro für den Bund zu gewinnen (29. November 1909, Boghitschewitsch, S. 146). Die Beteiligung dieses Staates war gewiß nicht geeignet, den konservativen Charakter des Bündnisses zu erhöhen.

Daß die Tendenz des Balkanbunds sich außer gegen Oesterreich gegen die Pforte richtete, war den Londoner Politikern nicht weniger klar. Die mazedonischen Aspirationen der Balkanstaaten waren allbekannt, und seit Ende 1909 häuften sich die Nachrichten, daß in Bulgarien namentlich starke Neigung zum Angriff auf die Pforte bestehe (23. Oktober, 24. November 1909, 5. Januar, 26. März 1910 u. ff.). „Recht unheilverheißend“ bemerkte Grey schon am 5. Januar 1910 dazu, aber wir finden nicht, daß er von solchen Bestrebungen abgemahnt und den Abschluß des Bundes, der so unheilvolle Ziele hatte, seitdem widerraten hätte. Die englischen Gesandten in Sofia und Belgrad sind vielmehr neben den russischen Patrone der bulgarisch-serbischen Allianz geblieben (z. B. Brit. A. Bd. 9, Nr. 527, 533, 539, 543).

Die Darstellung der Julikrisis endlich ist vollends ungenügend. Man sollte erwarten, daß hier, im Höhepunkt der Greyschen politischen Tätigkeit, alle seine Handlungen und Motive genau untersucht und auf ihre Uebereinstimmung mit den von Trevelyan seinem Helden zugeschriebenen Prinzipien — Erhaltung des Friedens und des internationalen Rechts — geprüft werden würden, aber die Darstellung ist so lückenhaft, daß man sich nach ihr nicht einmal von dem allgemeinen Gang der Ereignisse, geschweige denn von den intimen Motiven der handelnden Personen ein Bild machen kann. Nur wenig sei deshalb hervorgehoben, um seine Exaktheit zu charakterisieren. Seine Voreingenommenheit wird gekennzeichnet durch die Worte, der Mord von

Sarajewo „war weder die Tat noch der Wunsch der damaligen serbischen Regierung“; sie brauchen nach dem, was in den „Berliner Monatsheften“ seit mehr als einem Jahrzehnt darüber erschienen ist, nicht mehr ernst genommen zu werden. Trevelyan findet es ganz natürlich, daß Grey die Prüfung der Rechtslage in dem serbisch-österreichischen Streit von vornherein ablehnte und die Angelegenheit allein durch die russische Brille betrachtete. Rußland wollte Serbien vor der österreichischen Züchtigung bewahren, und England durfte nicht von seiner Seite weichen, obgleich Grey wußte, daß Serbien seine feindselige Politik gegen Oesterreich auch in Zukunft nicht zu ändern gesonnen war. Es bleibt Trevelyans Geheimnis, wie diese Haltung mit den seinen Helden angeblich leitenden Grundsätzen, insbesondere mit der Aufrechterhaltung des internationalen Rechts, wozu doch Grey als englischer Minister besonders verpflichtet war, zu vereinbaren ist. Er hat kein Verständnis dafür, daß die Greysche Politik von Oesterreich tatsächlich die Ausstellung eines Freipasses für die Fortsetzung der serbischen revolutionären Propaganda verlangte.

Grundfalsch ist das Urteil über die ersten Tage der Krisis. Es war sinnlos, sagt er, „von der Lokalisierung eines Krieges mit dem Ziel einer Zerstörung Serbiens zu sprechen“. Tatsächlich handelte es sich nicht um Zerstörung Serbiens, sondern um die Zertrümmerung der antiösterreichischen friedensfeindlichen Organisationen, und Grey selbst hat Lichnowsky gegenüber die Möglichkeit einer Lokalisierung nicht a limine abgewiesen. Gleichzeitig hat er freilich der russischen Regierung unter den Fuß gegeben, gegen die Wiener Note an Serbien zu protestieren. Sodann folgt Trevelyan einer Erzählung Greys aus dem Jahre 1918, daß die Ablehnung der Londoner Konferenz durch Deutschland ihn der Möglichkeit beraubt habe, „gegen die Mobilmachung oder die Kriegsvorbereitungen Rußlands bis zu einer Konferenz Einspruch“ zu erheben. Indessen, der Konferenzvorschlag war einmal darauf berechnet, eine Rußland günstige Mehrheit zu bilden, wie Grey selbst dem Grafen Benckendorff auseinandergesetzt hat, und zweitens sollte er Deutschland als vermittelnde Macht verpflichten, jede militärische Vorbereitung zu unterlassen, während Rußland die notwendige Rüstungsfrist gewönne. Ueber die falsche Berichterstattung Greys im Kabinettsrat am 27. Juli erfährt man natürlich nichts, ebensowenig über die Ermutigungen Rußlands zu Rüstungen und die Anehrlichkeit, mit der Grey die letzten deutschen Vorschläge am 1. August behandelt hat. Anders als Brandenburg nehme ich an, daß Grey an diesem Tage

nicht einen verzweifelten Versuch zur Rettung des Friedens unternommen, sondern danach getrachtet hat, Deutschland zu einer Aeußerung über Frankreich zu verleiten, die er zur Begründung der längst beschlossenen Teilnahme am Kriege verwenden konnte. Schon das von ihm konstruierte, tatsächlich nicht vorhandene „Mißverständnis“, das seinen Rückzug verdecken sollte, als jene Absicht mißlang, beleuchtet seine Aufrichtigkeit hinreichend. Diese Auffassung steht durchaus mit den Quellen im Einklang und entspricht der Gesamtpolitik Greys seit dem Antritt seiner Ministerschaft, sowie der in den Julitagen wiederholt bewiesenen Doppelzüngigkeit<sup>1)</sup>. Ich kann daher auch Brandenburgs Anschauung, daß Grey sich „über die wahren Beweggründe der deutschen sowohl wie der französischen und russischen Politik in einem furchtbaren und verhängnisvollen Irrtum befand“ und durch diesen Irrtum in eine seinen innersten Wünschen widersprechende Richtung gedrängt wurde, nicht zustimmen. Ueber die deutsche Politik war er allerdings in einer falschen Doktrin befangen, aber die Absicht der französischen Politik, eine europäische Verwicklung zum Angriff auf Deutschland zu benutzen — man denke nur abgesehen von früheren Vorgängen an die Haltung der Pariser Regierung in der Balkankrise 1912/13 und speziell an die Berichte Wilsons — war ihm ebenso bewußt wie der Vorsatz Rußlands, seine Vorherrschaft am Balkan auf Kosten Oesterreichs zu errichten. Rußlands Vorgehen in der letzten Balkankrise, die unablässige Verstärkung der Armee, insbesondere der Ausbau der strategischen Eisenbahnen im Westen, die zügellosen Angriffe der öffentlichen Meinung gegen Oesterreich und Deutschland und das Drängen auf eine Marinekonvention mit England konnten ihn genügend aufklären, daß Rußland einen Krieg gegen die Mittelmächte vorbereitete.

---

<sup>1)</sup> Näher begründet ist meine Auffassung in meiner „Bilanz des Krieges“ und in den Aufsätzen „Berl. Monatshefte“ VI, VII, VIII, IX, XII, XIII, Histor. Zeitschr. Bd. 130, Archiv f. Politik u. Gesch. 1928. Mit Hermann Oncken, „Nation u. Geschichte“ S. 439 stimme ich in den wichtigsten Punkten überein. Nebenbei: die erste programmatische Aussprache im englischen Kabinett fand nicht vor dem 27. Juli statt. Nach den übereinstimmenden Äußerungen von Asquith, Churchill und Lloyd George hat Grey am 24. nur Mitteilung von dem österreichischen Ultimatum gemacht und die Lage für ernst erklärt, ohne die Konsequenzen für die englische Politik zu erörtern. Das bezeugt sogar Churchill ausdrücklich. Infolgedessen kann Grey auch am folgenden Tage nicht anders zum König gesprochen haben, so daß dessen Gutgläubigkeit in seiner Unterredung mit dem Prinzen Heinrich erwiesen scheint (zu Oncken S. 459, 464).

Der Irrtum, der Grey zu seiner kriegerischen Politik geführt hat, liegt in einem anderen Punkte. Er glaubte an die Wahrscheinlichkeit einer deutsch-russischen Verständigung gegen England, wenn England nicht in allen Krisen Rußland zur Seite stand, und diese Gemeinschaft hätte nach seiner Ueberzeugung für die britische Macht die größte Gefahr bedeutet. Um diese Gefahr zu beschwören, glaubte er auch nicht vor einem Weltkrieg, wenn ihn Rußland verlangte, zurückschrecken zu dürfen. Tatsächlich war eine solche Bundesgenossenschaft angesichts der deutschfeindlichen panslawistischen Strömung in Rußland ausgeschlossen; sie war ja schon im Jahre 1905 gescheitert, und wie sehr hatte sich seitdem die Kluft zwischen dem Zarenreich und den Mittelmächten vertieft! Ungenügende Kenntnis des Festlands hat also Grey zu seiner verhängnisvollen Politik getrieben; ethische Erwägungen hätten ihn im letzten Augenblick noch von der Unterstützung der ungerechten und friedensfeindlichen serbisch-russischen Politik zurückhalten und zum Eintreten für das internationale Recht und den Frieden bestimmen müssen — aber er hat ihnen in seinen Entschlüssen keinen Raum gewährt.

## Sinnenbezug<sup>1)</sup>

Von Hans L. Stoltenberg.

Die Seele des Menschen baut sich aus einer Vielheit von Sinneserfahrungen auf, aus solchen des Getastet, des Geruchs und Geschmacks, des Auges und des Ohrs. Diese Erfahrungen erscheinen als sehr zusammengesetzte Wahrnehmungen: von Häusern und Blumen, die ich sehe, von Tonspiel und Rede, die ich höre. Dabei stehen die Wahrnehmungen der einzelnen Sinnesgebiete aber nicht für sich, sondern schließen sich auf verschiedene Weise zusammen.

So sind Wahrnehmungen verschiedener Sinnesgebiete zur Einheit des Gegenstands verbunden: in der Landschaft mit dem frisch gepflügten braunen Acker, dem herbe Erdgerüche entsteigen und über dem die Lerchen singen, oder im Meer mit schäumenden Wogen, Salzduft und Mäwengeschrei oder auch in einer schönen Frau mit braunen Augen und braunen Haaren, einer geheimnisvollen Altstimme und einem kaum merkbaren Lavendelduft.

So sind Wahrnehmungen verschiedener Sinnesgebiete zur Einheit der Form verbunden: das Gezwitsher der Schwalben und das Blattschattengeflimmer zur Form der Wirren.

So sind Wahrnehmungen verschiedener Sinnesgebiete zur Einheit des Gefühls verbunden. „Zu jeder schönen Darstellung mit Farben“, heißt es bei Tieck in den 1819 in Hamburg erschienenen „Phantasien über die Kunst“, „gibt es gewiß ein verbrüderetes Tonstück, das mit dem Gemälde gemeinschaftlich nur eine Seele hat“.

Nun aber ist die Seele des Menschen nicht dabei stehen geblieben, einfach zu erleben, sie hat dies Erleben zum Gegenstand des Erlebens gemacht. Sie hat erkannt, daß die „Wahrnehmungen“ aus einer ganz bestimmten Anzahl von „Empfindungen“ bestehen, die als einfache Urstücke an den verschiedensten Wahrnehmungen wiederkehren: gelb,

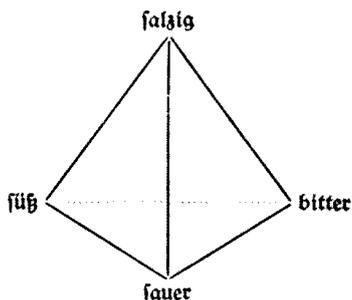
---

<sup>1)</sup> Ein ungehalten und ungedruckt gebliebener, später leicht veränderter Kurzvortrag für den 2. Kongress für Farbe-Ton-Forschung in Hamburg 1930.

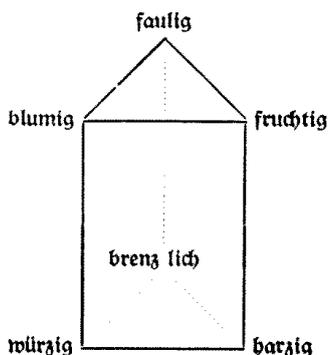
rot, grau; c, f, h; kalt, lau; blumig, harzig uff. Ja, es ist ihr gelungen, einen beträchtlichen Teil solcher Empfindungen in bestimmte, ein-, zwei- und dreirichtungsame Ordnungskörper zu bringen.

So werden aus den oft sehr zusammengesetzten Taftwahrnehmungen die Empfindungen von warm über kühl nach kalt ausgesondert und auf einer ansteigenden Geraden angeordnet und ähnlich auch die Empfindungen von schwer über halbschwer nach leicht.

So erhalten wir aus den Schmeckwahrnehmungen (nach Henning) die vier Empfindungen salzig, süß, sauer, bitter, von denen jede mit jeder eine Mischungsreihe bildet, was man am besten in einem Geschmackvierflach darstellt.



So erhalten wir aus den Riechwahrnehmungen (nach Henning) nicht nur vier, sondern sechs Empfindungen: blumig, faulig, fruchtig, würzig, harzig und brenzlich. Auch hier kann man von jeder Empfindung zu jeder andern kommen, woraus sich dann als Ordnungskörper eine Geruchdreikantsäule ergibt.

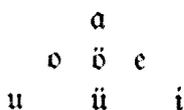


Verwickelter liegen die Verhältnisse auf dem Gebiet der Hörwahrnehmungen.

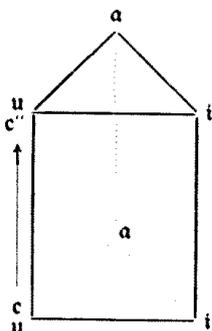
Hier haben wir als Empfindungen zunächst die einfachen Töne, die von tiefen zu hohen Tönen eine ansteigende Gerade bilden. Will man die weitere Eigenschaft dieser Reihe, nämlich die Wiederkehr

eines ähnlichen Tons nach immer gleichen Abständen, mit zum Ausdruck bringen, so muß man anstatt der ansteigenden Tongeraden einen Tonkreislauf nehmen. Diese Töne kann man mit den verschiedensten Tonzeugen hervorrufen, wodurch sie jeweils besonders gefärbt erscheinen. Solche gefärbten Töne oder solche Klänge entstehen einmal in den Klanglauten der menschlichen Sprache, die von u über o nach a und dann über e nach i gehen, also immer heller werden, und entsprechend in eine ansteigende Klanglautgerade geordnet werden können.

Will man die weitere Eigenschaft dieser Reihe, die Mischbarkeit von u und i zu ü sowie von o und e zu ö, mit zum Ausdruck bringen, so muß man die gerade Linie zu einer in a gebrochenen Linie wandeln und nun die Umlaute in den Winkel stellen, so daß man zu einer dreieckigen Klanglautfläche kommt.



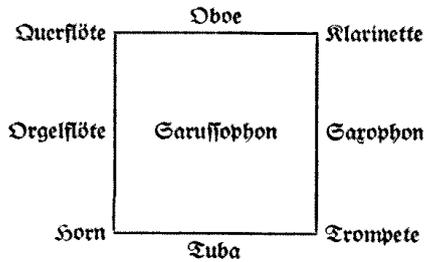
Da sich jeder Klanglaut in jeder Tonhöhe singen läßt, kann ich, die Tonhöhenreihe als stehende Gerade abbildend, das einfache Klanglautdreieck zu einer Ton-Klanglaut-Dreikantssäule vervollständigen, in der jede der aufeinander folgenden Dreiecksflächen einem bestimmten Ton entspricht.



Solche Klänge entstehen aber auch mit Hilfe von künstlichen Tonzeugen, nur daß da die Zusammenstellung der Möglichkeiten in einen Ordnungskörper größeren Schwierigkeiten begegnet.

Doch kann man z. B. die von den Blaszeugen hervorgebrachten Klänge, in Fortführung der Ansichten von Frits Vollbach, einmal nach dem Grad der Rauheit und dann nach dem Grad der Vollheit einteilen und so ein Klanggeviert bilden: auf der vollsten Stufe von Horn über Tuba zu Trompete, auf der mittelvollen Stufe von

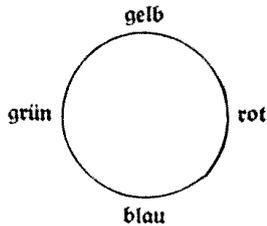
Orgelflöte über Saruffophon zu Saxophon und auf der leersten Stufe von Querflöte über Oboe zu Klarinette.



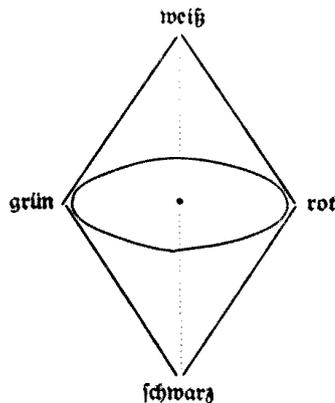
Bringt man auch hier noch die Tonhöhenreihe hinzu, so entsteht als Ordnungskörper für die Blasinstrumente ein Klangwürfel.

Durch die Arbeiten Wilhelm Ostwalds sehr viel besser geordnet sind die Empfindungen der Seh- und Wahrnehmungen.

Wir haben da einmal die unbunte Graugerade von schwarz über dunkelgrau nach grau, über hellgrau nach weiß und dann die Vollbuntkreislinie von blau in 12 Stufen über grünblau und blaugrün nach grün, über gelbgrün und grüngelb nach gelb, über rotgelb und gelbrod nach rot und endlich über blaurot und rotblau nach blau.

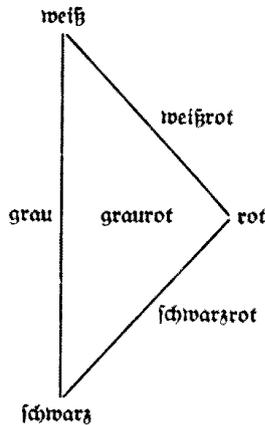


Legt man nun die Graugerade durch den Kreis, so daß weiß oben und schwarz unten steht, so kann man von jedem Punkt der Kreislinie nach der oberen und der unteren Spitze je eine Gerade ziehen, die die Ausgangsbuntfarbe immer mehr verweißt und immer mehr ver-schwarzet enthält.

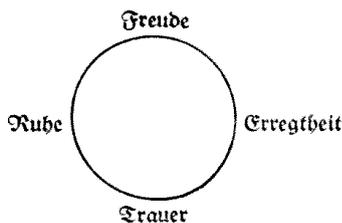


Aber nicht nur nach den Enden der Graugeraden, sondern auch nach ihren vielen Innenpunkten kann man von den Punkten der Kreislinie Gerade ziehen, die dann das Innere des Doppelkegels ausfüllen und alle vergrauten oder trüben Farben enthalten.

Schneidet man den so entstandenen Farbdoppelkegel bis zur Achse auf, so erhält man eine große Anzahl von Einbuntdreiecken, von denen jedes eine Graugerade enthält, an der ihr gegenüberliegenden Spitze eine Vollbuntfarbe, z. B. rot, und dazwischen alle Mischungen.



Neben den Wahrnehmungen gibt es in der Seele des Menschen aber auch noch Gemütungen. Auch sie können in einfache Urstücke, d. h. in Gefühle zerlegt werden, die dann gleichfalls gewisse Ordnungskörper bilden. So gibt es vor allem zwei Gegensatzpaare: Freude und Trauer, Erregtheit und Ruhe. Aus ihrer Kreuzung entsteht der Gefühlkreis: von reiner Trauer über ein Gemisch von Trauer und Ruhe zu reiner Ruhe, über ein Gemisch von Ruhe und Freude zu reiner Freude, über ein Gemisch von Freude und Erregtheit zu reiner Erregtheit und endlich über ein Gemisch von Erregtheit und Trauer wieder zu reiner Trauer zurück.



Wie zunächst Verbindungen von Wahrnehmungen, so gibt es nun auch gegenseitige Beziehungen von Empfindungen verschiedener Sinnesgebiete oder eigentliche Sinnenbezüge.

Als Richtschnur für ihre Aufstellung dient mir der von Leibniz so sehr hervorgehobene Grundsatz der „allgemeinen Ordnung“: „Wenn in der Reihe der gegebenen Größen zwei Fälle sich stetig einander nähern, so daß schließlich der eine in den andern übergeht, so muß notwendig in der entsprechenden Reihe der abgeleiteten oder abhängigen Größen, die gesucht werden, dasselbe eintreten“, ein Grundsatz, den man nach ihm auch als „eine Art Prüffstein“ anwenden kann, „mit dessen Hilfe sich sogleich auf den ersten Blick, selbst ohne eindringende Untersuchung der Tatsachen, der Irrtum und der innere Mangel an Zusammenhang mancher Lehren aufzeigen läßt“.

Auf dem Gebiet der niederen Sinne entspricht da z. B. der Empfindungsgeraden von warm nach kalt für die meisten Menschen sehr deutlich die Empfindungsgerade von dunkelgrau nach hellgrau, so daß sie jedes Wärmere als dunkler, jedes Kältere als heller erleben. Ähnlich wird warm und kalt aber auch durch Töne, nämlich durch tiefe und durch hohe Töne, und durch Klänge, nämlich durch dunkle Klanglaute wie u und o und durch helle Klanglaute wie e und i ausgelegt.

Verwandt mit der Gestaltgeraden von warm nach kalt ist auch die Geschmackgerade von süß nach sauer, so daß auch ihr die Empfindungsgeraden von dunkelgrau nach hellgrau, vom tiefen Ton zum hohen Ton und vom dunklen Klanglaut u zum hellen Klanglaut i zugeordnet werden.

Ja, verwandt ist schließlich auch die Geruchgerade von blumig zu fruchtig, die deshalb gleichfalls nicht nur wie warm und kalt oder wie süß und sauer, sondern auch wie dunkel und hell oder wie tiefsonig und hochtonig erlebt werden kann.

Wichtiger noch sind solche Bezüge auf dem Gebiet der höheren Sinne, d. h. die Befarbung von Hörempfindungen und die ihr entsprechende Be„ton“ung von Farben.

Die Tonhöhenreihe erschien einmal als einfache Gerade und ist als solche nicht nur mit warm und kalt, mit süß und sauer, mit blumig und fruchtig, sondern auch mit dunkel und hell in Bezug zu bringen. So entspricht der Tonhöhenggeraden entweder die unbunte Graugerade von dunkelgrau über mittelgrau zu hellgrau oder auch eine beliebige bunte Graugerade, z. B. von dunkelgraurot über mittelgraurot zu hellgraurot.

Die Tonhöhenreihe erschien dann aber auch unter Beachtung ihrer Oktavigkeit als Tonhöhenkreislauf. Eine einigermaßen gültige Be-

farbung der so gefaßten Reihe läge dann in der Zuordnung eines um den Farbdoppelkegel gelegten Farbkreislaufs.

Das tiefste c wäre ein Gelbschwarz, das folgende es ein Rot-schwarz, das folgende fis ein Blauschwarz und das folgende a ein Grünschwarz, bei welchem Kreislauf aber der Schwarzanteil entsprechend der Erhöhung des Tones allmählich abnimmt. Die mittleren Oktaven wären dann ungefähr vollbunt, die höheren Oktaven weißbunt.

Diese Befarbung gibt die allmähliche Aufhöhung des Tones durch Abnahme des Schwarzanteils und durch Zunahme des Weißanteils, die Wiederkehr ähnlicher Töne durch Wiederkehr des gleichen Buntbestandteils an. Ihr Mangel liegt darin, daß die Zuordnung der Buntfarbe zum Ton willkürlich ist — für c hätte man anstatt gelb ebensogut irgend ein anderes Bunt nehmen können — und daß die Eigenart des Buntkreises, der Hellheitsgegensatz von gelb und blau, im Tonhöhenkreislauf keine Entsprechung hat.

Befarbt können aber nicht nur die Tonhöhen, sondern auch die Klänge werden.

Die Klanglautreihe der menschlichen Stimme, die von u nach i immer heller wird, können wir ähnlich wie die Tonhöhenreihe mit der Graugeraden vergleichen, der unbunten, aber auch irgend einer bunten, etwa der gelben Graugeraden.

Wir wissen nun aber, daß wir von u und o nicht nur über a, sondern auch über ü und ö nach i und e gelangen können, daß also der sachgemäße Ordnungskörper ein Dreieck ist. Diesem Klanglautdreieck entspricht farblich am ehesten das früher geschilderte Einbuntdreieck. Die Reihe von u über ü nach i ist dann als Base des Klanglautdreiecks gleich der Base des Einbuntdreiecks von schwarz über grau nach weiß, die Spitze mit a etwa gleich grün und dann die Reihe von o über ö nach e die Reihe von schwarzgrün über graugrün nach weißgrün. Das nach ö hin verschobene gestoßene ü wäre ein stark vergrautes, das nach a hin verschobene gestoßene ö ein nur noch schwach vergrautes Grün. Wie das Klanglautdreieck als eine Ver-a-ung der Grundreihe u—ü—i aufgefaßt werden kann, so das entsprechende Einbuntdreieck als eine Ver-bunt-ung, im besonderen Ver-grün-ung der Graureihe.

Die Klänge gewisser künstlicher Tonzeuge, der Blaszeuge, kann man in ein Viereck ordnen und dies Klanggeviert mit dem Vollbuntkreis zur Deckung bringen. Dann entspräche die Oboe dem Gelb, die Querflöte einem Grüngelb und die Klarinette einem Rotgelb, dann

entspräche die Orgelflöte dem reinen Grün und das Sargophon dem reinen Rot und dann entspräche die Tuba dem Blau, das Horn dem Grünblau und die Trompete dem Rotblau. Noch allgemeiner heißt das: helle Klänge sind gelb, dunkle dagegen blau, glatte Klänge sind grün, rauhe dagegen rot.

Die Höhe der einzelnen Klänge entspräche dann der Verschwärztheit oder Verweißtheit der Farben.

Diese Sinnenbezüge werden dann noch durch einen sehr wichtigen von mir im „Gefühlssinnbildkreis“ für sich dargestellten Gefühlbezug ergänzt.

Es entspricht der Gefühlgegensatz von Freude und Trauer dem Empfindungsgegensatz von hoch- und tiefstonig, von hell- und dunkelklangig, von weiß und schwarz, von hellgrau und dunkelgrau, ja, auch von gelb und blau, der Gefühlgegensatz von ruhig und erregt dem Empfindungsgegensatz von glatten und rauhen Klängen, von grün und von rot.

Das aus der Verbindung dieser beiden Gegensatzpaare entstehende Geviert läßt sich am besten auf den Vollbuntkreis beziehen, in dem dann blau als Trauer, gelb als Freude und rot als Erregtheit zu verstehen sind, die Mischungen blau-grün als traurig-ruhig, gelb-grün als freudig-ruhig, gelb-rot als freudig-erregt und blau-rot als traurig-erregt.

Die so behandelten gegenseitigen Beziehungen der Empfindungen verschiedener Sinnesgebiete aufeinander, also die Beandersinnung, im besonderen die Geschmack-, Geruch- und Ton-Befarbung oder umgekehrt die Geschmack-, Geruch- und Farb-Betonung, haben aber auch ihre Grenzen, die in der Grundverschiedenheit der Ordnungskörper liegen, die eben als Tonkreislauf, als Farbdoppelkegel, als Geruchdreikantsäule und Geschmackvierflach in ihrer Ganzheit unvereinbar sind. Nur Teile sind aufeinander beziehbar: entweder unverändert wie die Graugerade und die Warm-Kalt-Gerade oder aber unter Vernachlässigung von gewissen Eigenschaften höherer Ordnung verändert, wie die Graugerade und der zu einer Geraden aufgebogene, also ohne die Eigenschaft der Wiederkehr ähnlicher Töne erlebte Tonkreislauf.

Ja, in der Regel werden nicht einmal die größtmöglichen, sondern viel kleinere, ganz zufällig im Bewußtsein vorhandene Felder aufeinander bezogen, wodurch es dann im Vergleich mit Beziehungen in größeren Feldern zu scheinbaren Widersprüchen kommt.

Habe ich z. B. die Tonreihe als Gerade, so kann ich sie auf die unbunte Graugerade beziehen und ein tiefes c dunkelgrau, ein hohes hellgrau nennen. Ich kann sie aber auch auf die bunten Farben beziehen und so einmal, den Halbkreis von blau über rot nach gelb zu einer Geraden aufbiegend, ein tiefes c blaurot und ein hohes c gelbrot und so ein andermal, den Gegenhalbkreis von blau über grün nach gelb zum Vergleich heranziehend, das tiefe c blaugrün und das hohe c gelbgrün nennen.

Endlich kann ich aber auch unbunte und bunte Farben heranziehen und die Tonhöhenreihe mit irgend einer Graubuntreihe vergleichen. Dann wäre das tiefe c etwa dunkelgraugelb und das hohe hellgraugelb.

Jede dieser vier Befarbungen desselben tiefen c durch dunkelgrau, durch blaurot, durch blaugrün und durch dunkelgraugelb läßt sich — unter Berücksichtigung des Vergleichfelds — völlig rechtfertigen und deshalb auch ohne Schwierigkeiten nacherleben.

Daraus folgt für die Untersuchung und Prüfung von Sinnenbezügen, die einem bei irgendwelchen Personen oder Völkern begegnen, daß man zunächst einmal das meist unbewußt herangezogene Vergleichfeld bestimmen muß. Wenn bei uns z. B. schwarz, bei den Chinesen dagegen weiß als Trauerfarbe gilt, so ist — reine Versinnbildung vorausgesetzt — das Gemeinsame dieser Verführung die Abwesenheit des Bunten, das Verschiedene, daß den Chinesen die Abwesenheit des Bunten überhaupt genügt, daß wir dagegen auch noch innerhalb des Unbunten eine Auswahl treffen und auch noch die Abwesenheit des Hellen fordern.

Henning, Hans, Der Geruch. Leipzig 1924.

Ostwald, Wilhelm, Die Farbensibel. Leipzig 1916.

Stoltenberg, Hans L., Reine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst. Leipzig 1920. 2. A. Berlin 1937.

—, Gefühlssinnbildkreis. Forschungen und Fortschritte XVI, 1940, 5.

Wollbach, Fritz, Die Instrumente des Orchesters. Leipzig 1913.

## Die Gießener Landsmannschaft Westfalia

Auf der Suche nach familientundlich und kulturhistorisch wertvollen Stammbüchern fand ich ein anziehendes kleines Buch, das für die Geschichte der Studentenverbindungen an der Universität Gießen von Bedeutung ist. Das Büchlein befindet sich im Märkischen Museum in Altena. Es gehörte früher dem Studenten Seiberz. Joh. Suibert Seiberz (1788—1871) war der nachmalige westfälische Geschichtsschreiber und studierte 1805 bis 1807 in Gießen. In jener Zeit war er in der Landsmannschaft Gwestphalia und hat seine akademischen Brüder in sein Stammbuch einschreiben lassen. Die Gwestphalia war bald entstanden, nachdem das Herzogtum Westfalen 1803 an Hessen gefallen war, ist aber bisher in Gießen nur in den Jahren 1809 bis 1825 nachweisbar gewesen. Durch die Eintragungen im Stammbuch Seiberz wird sie nun auch für die Jahre 1806 und 1807 bezeugt. Das Stammbuch erhält besonderen Wert durch die jeder Eintragung beigefügten Silhouetten der Gwestphalen. Sie sind scheinths sehr lebenswahr geschnitten und von reizender Frische und Natürlichkeit. Für die Mode, besonders die Huttracht der Zeit böten die Scherenschnitte Stoff zu einer besonderen Abhandlung.

Anschließend an die Gießener Eintragungen finden sich einige Heidelberger, die Silhouetten in der gleichen Art tragen. Die Schnitte müssen — das zeigt jeder Vergleich — von derselben Hand stammen. Als Verfertiger käme demnach wohl nur der Stammbuchbesitzer, also Seiberz selbst, in Frage. Von seiner eigenen künstlerischen Tätigkeit ist zwar nichts bekannt geworden, wohl aber ist sein Sohn ein bekannter Maler gewesen. Vielleicht darf man vermuten, daß sich schon Joh. Suibert ein wenig den Mufen gewidmet hat.

Das Stammbuch ist der Sitte der Zeit entsprechend ein ledernes Kästchen mit Einzelblättern. Auf dem Deckblatt ist der Zirkel der Gwestphalen und ihr Wahlspruch: *Gloria virtutis comes* eingezeichnet.

Die Eintragungen sind zum großen Teil Freundschaftsversicherungen. Lustige Sprüche erzählen von gemeinsamen frohen Stunden. Verse von Goethe und Schiller, die im allgemeinen in dieser Zeit noch nicht so im Volke heimisch sind, daß sie sich in Stammbüchern finden, sind hier einige Male vertreten. Anführen möchte ich zwei Eintragungen, die das Lob der Westphalia singen:

Westphalia! Du Name, der die Seele  
mit Tatendrang erfüllt;  
Wo ist ein Herz, das nicht bis an die Kehle  
bei Deinem Klange schwillt.

So schrieb 1806 Georg Friedrich Goldschmidt stud. med. aus Menden und im Mai 1807 Vandyck aus Medebach:

Westphalias Bunde weihe  
ich gern mein Burschenschwert  
Und schwöre ewige Treue  
Dem Bunde, den jeder ehrt.

Liste der Gwestphalen nach dem Stammbuch, soweit die Namen leserlich oder die Buchstaben im Laufe des Jahrhunderts nicht allzu verblaßt sind:

Georg Friedr. Goldschmidt, stud. med. aus Menden 1806

Vandyck aus Medebach 1807

de Claer aus Königswinter 1806

Fried. Dornseif aus Oberherßen (?) 1806

Friedr. Arends aus Urnsberg 1806

F. Rive aus Recklinghausen 1806

Feldmann aus Meschede 1806

Ferdinand Bristen 1806

Th. Meidhardt, stud. jur. 1806

E. Vosfeldt 1807

D. Ruderm(?) aus dem Elsaß 1807

J. W. Snell, stud. jur. 1806

H. v. Detinger aus Wehlar 1807

Distor, jur. utr. stud. aus Seeheim 1807

Fried. Alex Herborn J. st. Nassau-Diez 1806

Leidner aus Weilburg 1806

C. Elzeffer (?) aus Babenberg 1806

F. Stracke, stud. jur. aus (?) bei Wildungen 1806

Franz Ley aus Werl 1806  
 F. von Schorlemer 1806  
 W. L. von Schmalkalder jur. utr. stud. 1806  
 Beyger stud. jur. aus der Wetterau 1806  
 (?) aus Volkmarfen 1806  
 R. Greve 1806  
 C. R. Ulrich 1807  
 Carl Petrasch 1807  
 Paderberg aus Hengespe 1806  
 E. v. Schade 1807  
 Tilmann 1806  
 Christian Buß (?) aus Battenberg 1806  
 Herget stud. jur. aus Lauterbach 1806  
 C. Kleinschmidt stud. jur. aus dem Nassau-Ufingschen 1806  
 F. S. Rosenkranz aus Rödelheim 1806  
 Brunswycker aus Balve 1806  
 P. J. Effer 1806  
 W. Leisten aus Medebach 1806

Münster i. W.

Dr. Herta Frielinghaus.

Da der weiteren Kreisen kaum bekannten Gießener Landsmannschaft Westfalia für die Studentengeschichte eine gewisse Bedeutung zukommt, sei es mir gestattet, den Mitteilungen von Frl. Dr. Frielinghaus einige Ergänzungen anzufügen.

Der Besitzer des Stammbuchs, Dr. jur. et phil. Johann Suibert Seibers, wurde als Sohn eines kurkölnischen Gerichtschreibers in Brilon am 27. November 1788 geboren. Nach dem Besuch der Gymnasien zu Brilon und Düsseldorf und einem Jahr der Einführung in die juristische Praxis bei Geheimrat Engelbert Arndts in Arnberg studierte er 1805—1808 in Gießen und Heidelberg Rechtswissenschaft, wurde 1811 Hofgerichtsrat und Prokurator in Arnberg, kam 1820 als Justizamtsverwalter nach Rüdén, 1829 als Gerichtsdirektor nach Brilon und war von 1837—1865 Land- und Stadtgerichtsrat zu Arnberg, wo er am 17. November 1871 gestorben ist. Um die Geschichte seiner Heimat, des Herzogtums Westfalen, hat er sich namentlich in rechtsgeschichtlicher Hinsicht verdient gemacht. Von seinen vielen Schriften und Aufsätzen seien hier nur die „Westfälischen Beiträge zur deutschen Geschichte“, die „Statutar- und Gewohnheitsrechte des

Herzogthums Westfalen aus den Quellen geschichtlich und praktisch dargestellt“ und die in mehrere wiederum mehrbändige Abteilungen zerfallende „Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen“ genannt<sup>1)</sup>).

Als nach der Angliederung des Herzogthums Westfalen an Hessen-Darmstadt durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 Westfalen in größerer Anzahl ihre Studien in Gießen als ihrer neuen Landesuniversität aufnahmen — nebenbei bemerkt fast nur Juristen, Cameralisten und Forstleute — traten sie in eine nach Stammesart und Konfession ganz anders geartete Umgebung ein. So war es ganz natürlich, daß sie sich enger zusammenschlossen und neben den bereits in Gießen bestehenden Landsmannschaften der Rheinländer und Franken eine dritte bildeten, die natürlich den Namen der Heimat erhielt. Deren Farben waren grün-schwarz-weiß. Bei der Aufnahme von Mitgliedern beschränkte man sich nicht ängstlich auf die Stammesangehörigen, schon um den Fortbestand der Landsmannschaft zu sichern, da der Westfalen selbst, die am landsmannschaftlichen Wesen Gefallen fanden, doch nicht allzuwiele waren, zumal da die studentischen Verbindungen von den Behörden immer und immer wieder verboten wurden. Im Jahr 1809 waren wieder einmal, diesmal ganz berechtigterweise, Klagen gegen die Landsmannschaften eingelaufen, die besonders die Rhenanen schwer belasteten. Nach einer langwierigen Untersuchung<sup>2)</sup>, in der die Westfalia allerdings am wenigsten hervortritt, wurden deren Senioren, Petrasch, von dem sich ein Blatt im Seibertschen Stammbuch befindet, Stud. jur. et math. Friedrich Ficken aus Coesfeld (immatrikuliert am 26. Oktober 1807) und Stud. iur. Wilhelm Siebert aus Darmstadt (immatrikuliert am 23. Oktober 1807) relegiert. Die übrigen Mitglieder mußten ihre Verbindung abschwören. Aber nach nicht allzulanger Zeit muß sich die Westfalia wieder aufgetan haben. Rocholz<sup>3)</sup> weiß aus dem Jahre 1814 noch von dem Bestehen der drei Landsmannschaften Rhenania, Westphalia und Franconia zu berichten. Aber dann konnte sich die Westfalia nicht mehr lange halten. Da Hessen auf dem Wiener Kongreß 1815 Westfalen wieder verlor, blieb der nötige Zuzug aus der Heimat aus, was um so empfindlicher war, als der neue Geist, der nach den Freiheitskriegen die Studenten beseelte, der Fortdauer von Landsmannschaften alten Stiles nicht günstig war. Zum letzten Male geschieht der Westfalia auf einem Stammbuchblatt von 1823 Erwähnung.

Da auf den Stammbuchblättern von Seibertz nicht alle Namen richtig entziffert werden konnten, gebe ich sie für Freunde der Stu-

dentengeschichte und Familienforschung zum Schlusse nochmals nach dem Eintrag in der Gießener Matrikel mit Beifügung des Immatrikulationsdatums. Nur der mit Rudern beginnende Name konnte in der Matrikel nicht festgestellt werden.

14. Oktober 1805 Johann Swibert Seiberz aus Brilon iur. (am 19. Oktober 1807 in Heidelberg immatrikuliert).
25. Oktober 1803 Gregorius Friederibus (so!) Goldschmidt med. aus Medebach.
28. Oktober 1806 Heinrich Joseph Vandyck aus Medebach iur.
3. Dezember 1804 Franz Bernhard declaer aus Königswinter im Nassauischen iur. 1802 (Datum fehlt) Friedrich Dornseif aus Biedenkopf theol.
25. Oktober 1805 Fritz Arndts aus Urnsberg iur. (am 19. Oktober 1807 in Heidelberg immatrikuliert).
6. November 1804 Friderich Rive aus Recklinghausen iur.
13. Mai 1805 Franz Feldmann aus Meschede iur.
11. Januar 1804 Ferdinand Bristen aus Urnsberg iur.
- Februar 1803 Ludwig Christian Neidhardt aus Bingenheim forest.
25. Oktober 1805 Ernst Vossfeldt aus Urendsberg med.
3. Mai 1806 Johann Wilhelm Snell aus Idstein iur.
30. Oktober 1805 Heinrich von Detinger aus Weßlar cam. et forest.
2. Mai 1806 Carl Wilhelm Ludwig Distor aus Seeheim iur.
24. Oktober 1805 Friedrich Alexander Herborn aus Dieß iur.
28. Oktober 1805 Carl August Leidner aus Weilburg iur.
4. November 1805 Carl Joseph Ellsesser aus Rockenberg iur.
3. Mai 1806 Carl Moriz Friedrich Stracke aus Waldeck iur.
2. November 1804 Franz Ley aus Werll iur.
1. Mai 1806 Fr. Freiherr v. Schorlemer aus Heringhausen iur.
11. März 1806 Wilhelm von Schmalkalder aus Grünberg cam.
5. Mai 1806 Jacob Geyger aus Uffenheim iur.
30. April 1804 J. Germeter aus Volkmarßen iur.
8. Mai 1805 Kaspar Greve aus Urnsberg iur.
26. Oktober 1806 Caspar Ulrich aus Brilon iur. (unter Vormundschaft von Seiberz Vater).
28. November 1806 Franz Carl Petrasch aus Rütthen iur. (relegiert am 18. März 1809).
28. Mai 1805 Ferdinand Padberg aus Hengespe iur.
4. Mai 1807 Theodor v. Schade aus Uhausen forest.

25. Oktober 1805 Norbert Tilmann aus Arnberg iur. (am  
19. Oktober 1807 in Heidelberg immatrikuliert).  
Mai 1803 Christian Buff aus Battenberg math.  
11. September 1805 Carl Ludwig Herget aus Altenschlirf iur.  
2. Mai 1806 Philipp Christ. Kleinschmidt aus Nauheim in dem  
Rassau-Oranischen iur.  
26. Oktober 1805 Friderich Heinrich Rosenkranz aus Rödelheim  
iur.  
24. Oktober 1805 Friedrich Brunswicker aus Balve iur. (am  
19. Oktober 1807 in Heidelberg immatrikuliert).  
25. Oktober 1805 Peter Joseph Esser aus Arnberg cam.  
24. Oktober 1805 Wilhelm Leisten aus Medebach iur.

Gießen.

Dr. Georg Lehnert.

---

#### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> R. Krumbholz (1891), Allgemeine Deutsche Biographie 33, S. 610.

<sup>2)</sup> Die Akten über diese Untersuchung sind die einzige Stelle, an der der Westfalen amtlich Erwähnung geschieht.

<sup>3)</sup> Rocholz, Die Ergebnisse der Untersuchung in bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen (= Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit, 2. Heft), Leipzig 1831, S. 3.

Die Gießener Hochschulgesellschaft dient der Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft u. praktischem Leben. Sie will wissenschaftliche Bildung verbreiten und die Universität Gießen fördern. Die Mitgliedschaft (jährlich 10 Mark für ordentliche, 5 Mark für außerordentliche Mitglieder) wird durch Meldung bei der Commerz- und Privat-Bank in Gießen, Johannesstraße 17, erworben. Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ leitet Professor Dr. Alfred Böhe, Gießen, Goethestraße 44